

*I am quite sure that I have no race prejudices,  
and I think I have no colour prejudices nor caste prejudices  
nor creed prejudices. All that I care to know is  
that a man is a human being – that is enough for me;  
he can't be any worse.*

MARK TWAIN

## Eine andere Geschichte

*Marlow, Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin  
Sonntag, 28. Juli 1918*

Das Gut liegt nicht allzu weit außerhalb der Stadt. Außerhalb von Marlow, einem kleinen, verschlafenen Nest im Mecklenburgischen, das sich nur deshalb Stadt nennen darf, weil es vor Hunderten von Jahren, aus Gründen, an die sich niemand mehr erinnert, irgendwann einmal die Stadtrechte erhalten hat. Das Meer ist nicht weit, doch die meisten Marlower haben es nie gesehen, die wenigsten sind überhaupt je aus ihrem Städtchen hinausgekommen. Bis der Krieg die jungen Männer in alle Himmelsrichtungen getrieben hat. Doch auch von den Soldaten, die Marlow dem Weltkrieg geopfert hat, haben nur die wenigsten das Meer sehen dürfen, der Großteil ist in Eisenbahnwaggons zur Front gekarrt worden, direkt in den Schlamm der Schützengräben, in dem die allermeisten dann auch verreckt sind.

So gesehen hast du Glück gehabt: Obwohl in Marlow geboren, bist du herausgekommen, hast einen großen Teil deiner Jugend am anderen Ende der Welt verbracht, die Zeit danach in der Schweiz, im Internat, und an der Universität. Dann kam der Krieg, auch für dich, doch du hast ihn überlebt, bislang, obwohl an der Ostfront, wohin es dich verschlagen hat, genauso gestorben wird wie an der Westfront.

Und nun hat ausgerechnet der Krieg dich wieder zurückgebracht; deine Sanitätskompanie ist von der Front ins Reservelazarett Pasewalk verlegt worden. Nicht Mecklenburg, sondern Pommern, aber nah genug, dass die Gerüchte dich erreichen konnten. Von der chinesischen Hure in Marlow und ihrem Bastard. Und dass Gott sie in seiner Gerechtigkeit gestraft habe mit einer schlimmen Krankheit.

Schon als du die Geschichte das erste Mal hörtest, hat sie dich elektrisiert, und als du dann nachgefragt hast, jedoch nichts Genaueres in Erfahrung bringen konntest, wusstest du, dass du hinfahren musst. Nach Marlow. Nach Altendorf.

Es ist bereits dunkel, als du das Gut erreichst. Du parkst vor dem Haupthaus und steigst aus dem Automobil. Während du wartest, dass jemand auf dein Klopfen reagiert, lässt du deinen Blick über den Hof wandern, der dir in den ersten Jahren deines Lebens so etwas wie Heimat gewesen ist und den du eigentlich niemals wiedersehen wolltest. So wenig wie du das Land hinter der Küste wiedersehen wolltest. Das Schicksal hält sich nicht immer an solche Pläne. Und der Krieg noch weniger.

Du hörst Schritte, und dann steht der alte Engelke in der Tür, eine Laterne in der Hand, und blinzelt den späten Besucher an. Engelke, der einzige, der Gut Altendorf immer treu geblieben ist, auch in den Jahren, als der Gutsherr in Tsingtau weilte, im Schutzgebiet Kiautschou.

Die Miene des Alten ist unergründlich, nur ein leichtes Zucken der Augenbrauen verrät dir, dass er dich erkannt haben muss, doch ob diese Regung Erschrecken ausdrückt, ob sie Überraschung zeigt oder etwas völlig anderes, vermagst du nicht zu sagen.

Für einen Moment glaubst du, Engelke werde die Tür sofort wieder zuschlagen. Dann aber macht der Alte den Mund auf.

»Der junge Herr! Welche Überraschung! Ich wusste gar nicht, dass Sie ...«

»Ist sie hier?«

»Wie meinen?«

»Sie ist hier, nicht wahr? Er hat sie aus Tsingtau mitgebracht! Ich weiß es.«

»Sie sollten mit Ihrem Herrn Vater reden, junger Herr, ich werde ...«

Du drängst dich an dem Alten, der vergeblich versucht, dich aufzuhalten, vorbei in die Halle.

»Sag mir, wo sie ist, Engelke! Bring mich zu ihr!«

»Nicht hier, Herr, nicht hier.«

Engelke zerrt dich am Ärmel wieder aus der Halle, ihr verlässt das Haus. Vor der Tür deutet der Diener mit seiner Laterne quer über den Hof, als wäre es ihm peinlich.

Nicht zu glauben. Vater hat sie mit nach Deutschland genommen, doch er lässt sie nicht im Herrenhaus wohnen. Nicht einmal jetzt, wo sie krank ist. Du nimmst dem Alten die Laterne ab und stiefelst zu den Gesindehäusern hinüber, die sich im Mondschatten des Herrenhauses ducken wie schüchterne Kinder. Bevor du das erste Haus erreichst, zerschneidet ein unmenschlich hoher Schrei die Nacht. Du erstarrst für einen Moment, dann läufst du umso schneller, läufst über den Hof, hinüber zu dem kleinen Häuschen, aus dem der Schrei gekommen ist, und stürzt hinein ohne anzuklopfen.

Sie liegt in der Schlafkammer, im Schein einer Petroleumlampe. Ihr Sohn, von dem du schon gehört, den du aber nie gesehen hast, sitzt neben dem Bett und hält ihre Hand, schaut auf, als du den Raum betrittst. Ihr Gesicht glänzt vor Schweiß und ist vom Schmerz gezeichnet. Kaum zu glauben, dass sie gerade einmal Mitte dreißig ist, so zerfurcht wirken ihre Züge, so tief haben sich die Falten in ihre Haut gegraben. Und doch schimmert ihre Schönheit durch all dieses Leid hindurch.

»Du bist es«, sagt sie, und es hört sich an, als traue sie ihren Sinnen nicht.

Ihr Deutsch ist makellos, ohne jeden Akzent, das hat dich früher schon erstaunt. Gleichwohl hat sie es nie geschafft, dir auch nur ein einigermaßen passables Mandarin beizubringen, obwohl genau das ihre Aufgabe war.

Du hast geglaubt, sie nie wiederzusehen, aber vergessen hast du sie nie.

»Chen-Lu«, sagst du und nimmst ihre Hand. »Was ist mit dir? Du bist krank.«

»Entschuldige. Aber manchmal tut es so weh!«

Und ihr schmerzzerfurchtes, schweißglänzendes Gesicht bringt tatsächlich ein Lächeln zustande. Sie schaut den Jungen an. »Geh schlafen, Kuen-Yao«, sagt sie. »Der Mann hier ist ein guter Freund.«

Der Junge schaut dich an, mit einer Mischung aus Misstrauen und Zuneigung. Über seine unergründlich dunklen Augen huscht ein kleiner Schimmer der Hoffnung. Dann steht er auf und verlässt den Raum.

»Dein Sohn?«

Sie nickt.

»Ein hübscher Junge.«

»Nicht wahr?« Sie lächelt. »Ach, Magnus! Ich mache mir Sorgen um ihn. Wer soll sich um ihn kümmern, wenn ich nicht mehr da bin? Er ist erst elf.«

»Red doch nicht so.«

»Doktor Erichsen sagt, man kann es nicht heilen. Es ist in der Leber. Es wuchert überall.«

Du lässt dir dein Erschrecken nicht anmerken. »Warum ist der Doktor nicht hier?«, fragst du. »Welche Medizin gibt er dir?«

Ihr Blick weist zum Nachttisch. Dort liegt ein Röhrchen Aspirin neben einem Wasserglas.

»Das ist ein Witz! Du brauchst stärkere Schmerzmittel.«

»Ach, es hilft doch eh nichts mehr.« Wieder lächelt sie. »Wie schön, dass du hier bist. Ich dachte, ich würde dich nie wiedersehen.«

Du nimmst ihre Hand. »Ich bin Arzt«, sagst du. »Das heißt: Noch nicht ganz. Sanitätsfeldwebel, das Studium muss ruhen, wenn das Vaterland ruft. Aber ich weiß, was dir hilft. Ich ... Warte!«

Du gehst hinaus zum Auto. In deiner Arzttasche, die du immer mit dir führst, muss noch eine Ampulle sein. Das wichtigste Medikament, das ihr im Krieg habt. Als du in die Stube zurückkehrst, merkst du, dass sie wieder Schmerzen leidet und den Schrei nur mit Mühe unterdrücken kann. Du beeilst dich, die Spritze aufzuziehen. Ihre Haut ist so dünn und durchscheinend, dass du nicht einmal nach der Vene tasten musst. Du kannst förmlich zusehen, wie das Morphin sich in ihrem Körper ausbreitet und den Schmerz vertreibt. Die verkrampften Muskeln lösen sich, die Anspannung weicht aus ihrem Gesicht.

»Es wird alles gut«, sagst du, obwohl du weißt, dass es nicht stimmt.

Sie nickt. Obwohl sie weiß, dass du lügst.

Ihre Gesichtszüge werden immer entspannter, ihr Lächeln so gelöst, dass man meinen könnte, sie sei auf dem Weg der Genesung. Aber das ist sie nicht. Sie spürt lediglich keine Schmerzen mehr.

Mehr kannst du nicht für sie tun. Kann niemand für sie tun. Und Doktor Erichsen, dieser Quacksalber, hat ihr selbst das ver-

weigert. Vielleicht auch nur, weil es ihm niemand bezahlen will. Aspirin! Wie lächerlich! Dieser Dreckskerl hätte Chen-Lu einfach elendig und qualvoll verrecken lassen.

Du streichelst ihr die Stirn und bleibst am Bett sitzen, bis sie in den Schlaf fällt. Bevor du das Haus verlässt, schaust du noch nach dem Jungen. Auch der schläft tief und fest. Wieviel Schlaf die Krankheit den beiden wohl schon geraubt hat?

Du bringst die Arzttasche zurück ins Auto und gehst zum Herrenhaus. Diesmal klopfst du nicht, du öffnest die schwere Tür und gehst hinein, die Laterne leuchtet dir den Weg. Du findest deinen Vater im Salon, die Füße hochgelegt, derweil Engelke ihm gerade Wein nachschenkt.

»Magnus«, sagt er und richtet sich auf, »kommst du doch noch zu mir! Und ich dachte schon, die kleine Hure ist dir wichtiger als der eigene Vater.«

Du fragst dich, ob der Alte immer schon so zynisch und verbittert war oder ob ihn erst der Tod seiner Frau, nur wenige Monate nach eurem Eintreffen in China, zu dem misanthropischen Ekel gemacht hat, das jetzt vor dir sitzt. Das letzte Mal gesehen hast du ihn vor zehn Jahren ungefähr. Im Schutzgebiet, im Hafen von Tsingtau. Friedrich Larsen winkte nicht einmal, als sein Ältester an Bord des Dampfers ging, der ihn zurück nach Europa und ins Internat bringen sollte, weit weg von jeglicher Versuchung, weit weg von der jungen Frau, in die sich der Sechzehnjährige bis über beide Ohren verliebt hatte.

Vielleicht ist Vater tatsächlich beleidigt, dass sein Ältester ihn seither niemals besucht hat. Nicht einmal, als der kaiserliche Forstinspektor Friedrich Larsen wenige Monate nach Kriegsausbruch von japanischen Truppen aus dem Schutzgebiet vertrieben wurde und nach Mecklenburg zurückkehren musste. Das alles hast du erst viele Monate später aus einem knapp gehaltenen Feldpostbrief erfahren. Auch, dass deine Brüder inzwischen eingezogen waren. Nach wenigen Monaten gefallen sind. Aber dass sie Chen-Lu mit nach Deutschland genommen haben, das hat dir der Alte verschwiegen.

Und jetzt sitzt er da und trinkt, gibt unflätige Bemerkungen von sich, trinkt und lacht, während nebenan ein Mensch dem Tod entgegensieht.

»Warum bringt ihr sie nicht ins Herrenhaus? Warum ist Doktor Erichsen nicht hier? Sie hat Schmerzen!«

»Ins Herrenhaus? Mein Gott, Magnus, sie ist keine Larsen, sie ist eine Bedienstete. Natürlich bleibt sie im Gesindehaus. Ihr Geschrei ist auch so schon laut genug.«

»Sie liegt im Sterben, verdammt!«

»So ist das eben. Wenn der Herr beschlossen hat, eines seiner Schäfchen zu sich zu holen, was kann der Mensch da ...«

»Halt deinen Mund, ich kann dein bigottes Gerede nicht ertragen! Redest du so auch über deine Söhne, die im Krieg geblieben sind?«

Friedrich Larsen erhebt sich aus seinem Sessel und greift zu einem Krückstock. Das Gehen fällt ihm schwer.

»Bigott?«, sagt er, als er vor seinem Ältesten steht. »Wer hat sich denn all die Jahre um sie gekümmert? Hat den Scherbenhaufen zusammengekittet, den der liebe Herr Sohn hinterlassen hat?«

»Du hast mich weggeschickt! Ans andere Ende der Welt!«

Der Alte tritt ganz nah an dich heran, so nah, dass du den Alkohol riechen kannst.

»Wenn dir immer noch so viel an der kleinen Hure liegt«, zischt Friedrich Larsen, »dann kümmer dich doch selbst um sie. Und ihren kleinen Bastard. Aber dieses Haus betrittst du nie wieder! Verstanden?« Und damit weist er zur Tür. »Geh! Verschwinde! Ich will dich nicht mehr sehen.«

Du drehst um und würdigst deinen Vater keines weiteren Blickes.

Du weißt, du wirst dein Elternhaus nie wieder betreten. Du weißt, du wirst wiederkommen.

# ERSTER TEIL

*Samstag, 24. August, bis Samstag, 31. August 1935*



# 1

Als Gerhard Brunner aus dem Bahnhof trat und in den wolkenbetupften Spätsommerhimmel blickte, fühlte er sich, als sei er gerade erst in der Stadt angekommen. Und ein bisschen so war es ja auch: Der Mann, der da auf dem Askanischen Platz stand, wie aus dem Ei gepellt in seinem sommerhellen Dreiteiler, sah völlig anders aus als der, der den Bahnhof gut zehn Minuten zuvor betreten hatte. Brunner genoss dieses Gefühl. Ein anderer zu sein. Vielleicht hatten sie ihn auch deshalb für diese Aufgabe ausgewählt. Weil er es liebte, in die Haut eines anderen zu schlüpfen, weil er es so glaubhaft erscheinen ließ, ein anderer zu sein. Dass er einen Schlag bei Frauen hatte, spielte natürlich auch eine Rolle. Aber das Entscheidende war die absolute Vertrauenswürdigkeit, die er ausstrahlte.

Auch Irene vertraute ihm, und das war das Wichtigste, wichtiger noch als ihre Liebe, die allein nichts ausgerichtet hätte. Liebe machte blind, aber sie löste niemandem die Zunge, das vermochte allein das Vertrauen. Brunner hatte viel Zeit und Geduld investiert, um Irenes Vertrauen zu gewinnen, und jetzt zahlte sich das endlich aus. Führte aber auch zu ungeahnten Schwierigkeiten. Bei ihrem letzten Treffen hatte sie tatsächlich das Thema Heirat angesprochen, vorsichtig zwar, aber unmissverständlich. So war das wohl in der heutigen Zeit, in der Frauen sich nicht schämten, auch selbst die Initiative zu ergreifen. Er war nicht darauf eingegangen, aber er hatte die Sache am nächsten Tag gleich mit seinem Vorgesetzten besprochen, und der hatte sich bereiterklärt, die nötige Summe für einen Verlobungsring bereitzustellen. Eine Investition, die sich auszahlen dürfte. Die Frage war nur, wie lange Brunner die Hochzeit würde hinauszögern können. Denn dazu war er, bei aller Liebe, nun doch nicht bereit.

Er kramte ein paar Münzen aus seinem Portemonnaie. Von

einer der Blumenfrauen, die im Schatten der Vorhalle ihre Ware feilboten, erstand er einen hübschen Strauß roter Rosen, dann machte er sich, die Blumen in der Hand, die Aktentasche unterm Arm, auf den Weg zum Taxistand.

Der Lindwurm der wartenden Kraftdroschken glänzte in der Sonne. Brunner steuerte den ersten Wagen in der Reihe an, doch dessen Fahrer winkte ab, der zweite ebenso, der dritte wickelte gerade eine Stulle aus dem Butterbrotpapier und bedachte den an die Scheibe klopfenden Fahrgast mit einem Achselzucken. Berliner Taxifahrer waren eigen, diese Erfahrung hatte Brunner schon oft genug machen dürfen: Wenn sie eine Pause einlegen wollten, dann machten sie die und ließen sich dafür im Zweifel sogar eine Fuhre durch die Lappen gehen.

Weiter hinten in der Reihe stand ein Chauffeur neben seiner Kraftdroschke und winkte. Na also, dachte Brunner. Der Mann wirkte trotz seiner einladenden Geste zwar nicht gerade freundlich, doch war Freundlichkeit auch eine Gabe, die man von einem Berliner Taxifahrer nicht unbedingt erwarten durfte. Hilfsbereit war der Mann gleichwohl, er lüftete seine Chauffeursmütze und öffnete dem Fahrgast beflissen die Tür. Brunner warf die Aktentasche in den Fußraum und ließ sich in die Lederpolster fallen. Den Blumenstrauß legte er neben sich auf die Rückbank.

»Wilmerdorf«, sagte er, als der Taxifahrer hinter dem Steuer saß. »Rüdesheimer Platz.«

Der Fahrer nickte, startete den Motor und legte den Gang ein. Brunner lehnte sich zurück, nestelte eine Ernte 23 aus der Schachtel und steckte sie an.

Gemächlich zockelte das Taxi die Möckernstraße hinunter, in einem Schneckentempo, das Brunner nervös machte. Er hatte es wirklich nicht eilig, nicht sonderlich jedenfalls, doch ein solches Geschleiche konnte er einfach nicht ertragen. Normalerweise hetzten Berliner Taxifahrer durch die Straßen ihrer Stadt, als seien sie auf der Flucht, doch dieser hier fuhr, als wäre er auf dem Weg zu seinem Zahnarzt und wolle am liebsten niemals ankommen.

Brunner klopfte gegen die Trennscheibe. »Drücken Sie ruhig mal ein bisschen auf die Tube«, sagte er, im freundlichsten Tonfall, zu dem er trotz seiner Gereiztheit imstande war. »Soll Ihr Schaden nicht sein.«

Der Fahrer reagierte nicht. Weder sagte er etwas, noch fuhr er schneller. Mit sturem Blick unterquerte er die Hochbahn am Landwehrkanal. Die Fahrbahn der Möckernbrücke vor ihnen war völlig frei und bot keinerlei Anlass, sie mit höchstens zwanzig Stundenkilometern zu überqueren. Sie wurden so langsam, dass sie sogar von einem Radfahrer überholt wurden, dann von einer anderen Kraftdroschke, und Brunner wünschte sich, er säße im überholenden Taxi und nicht in diesem. Warum nur war er ausgerechnet an diesen Lahmarsch geraten? Irene konnte ruhig eine Weile warten, so etwas schadete nicht, er wusste, dass sie ihn umso inniger empfangen würde, wenn er sich ein wenig verspätete. Wichtiger war es, die Post noch rechtzeitig vor der nächsten Leerung am Rüdeshheimer Platz einzuwerfen. Er nutzte den Briefkasten dort, so oft es ging; die Kästen in der Nähe des Büros und rund um den Anhalter Bahnhof waren nicht sicher. Das Forschungsamt hörte nicht nur Telefone ab.

»Haben Sie Petersilie in den Ohren, Mann?«, herrschte er den Fahrer an. »Nun fahren Sie schon schneller! Wofür bezahle ich Sie eigentlich?«

Der Fahrer drehte sich kurz um und schaute ihn an, wachsbleich im Gesicht, Schweißperlen auf der Stirn, dabei war es gar nicht mehr warm, die Sonne war hinter den Wolken verschwunden.

»Oder geht es Ihnen nicht gut?«, fragte Brunner.

»Wie?«

Die Stimme des Fahrers klang heiser und, ganz im Gegensatz zu seiner Fahrweise, seltsam gehetzt, fast hektisch.

»Sie sehen krank aus. Wenn Sie sich nicht wohl fühlen, fahren Sie doch rechts ran und ruhen sich aus. Ich finde schon eine andere Taxe.«

»Nein, nein!«

Der Fahrer schüttelte den Kopf, derart energisch, als könne er sich alles vorstellen, nur eines nicht: rechts ranzufahren und seinen Fahrgast wieder aussteigen zu lassen.

Und endlich, endlich gab er nun Gas. Das Taxi beschleunigte spürbar, Brunner wurde in den Sitz gedrückt. Sie wurden schneller und schneller. Der Taxifahrer schaltete hoch und trat das Gaspedal durch. In halsbrecherischem Tempo rasten sie die Möckern-

straße hinunter, dass die Bäume am Straßenrand nur so an ihnen vorbeiflogen. Instinktiv hielt Brunner seinen Hut fest, obwohl das Verdeck geschlossen war. An was für einen Fahrer war er hier verdammt noch mal geraten? Schnecke oder Windhund, und dazwischen gab es nichts?

Die Ampel an der Yorckstraße kam in Sicht. Sie sprang gerade auf Rot um, doch der Fahrer machte keinerlei Anstalten, sein Tempo zu verringern.

»Bremsen Sie, Mann! Wir haben Rot!«

Brunner klang panischer, als er wollte, er war dabei, die Beherrschung zu verlieren. Er trat mit seinem Fuß auf eine Bremse, die gar nicht da war, als könne er den Wagen so zum Stehen bringen, doch der überfuhr die rote Ampel und bog auf die Yorckstraße. Autos hupten, es grenzte an ein Wunder, dass sie mit keinem anderen Fahrzeug kollidierten.

Brunners Erleichterung darüber währte nur kurz, denn sein Fahrer gab wieder Gas und raste auf die Yorckbrücken zu. Die Panik kehrte in dem Moment zurück, als Brunner merkte, dass sie die Rechtskurve niemals schaffen würden, die sie nehmen mussten, um dem Verlauf der Straße zu folgen. Der Fahrer machte nicht einmal Anstalten, die Kurve zu fahren, stattdessen steuerte er das Taxi quer über den Fahrdamm durch den Gegenverkehr, löste ein weiteres Hupkonzert aus und nötigte einen Passanten auf dem Gehweg zum Hechtsprung.

»Bremsen Sie doch, Mann! Sind Sie wahnsinnig?«

Brunners Stimme überschlug sich, doch der Fahrer antwortete nicht. Und er bremste nicht. Saß mit weit aufgerissenen Augen und verzerrtem Gesichtsausdruck hinter dem Lenkrad, das er festhielt wie im Krampf und keinen Millimeter bewegte. Bevor Brunner sich erklären konnte, was zum Teufel da gerade passierte, spürte er den Schlag, den der Bordstein ihrem Taxi versetzte, und dann sah er auch schon die Mauer auf sich zukommen, eine jener gelb-roten preußischen Klinkermauern, die er so hasste und von denen es in dieser Stadt so viele gab. Er öffnete die Tür, als gebe es noch irgendein Entkommen, obwohl er ahnte, dass es bereits zu spät war. Den Türgriff in der Hand wandte er den Blick von der heranrasenden Mauer im letzten Moment ab, als könne er das unerbittliche Schicksal durch Wegschauen doch noch be-

siegen. Das Letzte, was er in seinem Leben sehen sollte, war der Blumenstrauß auf dem Rücksitz, der ihm einen eigentümlichen Trost spendete.

## 2

Es war einfach nur ekelhaft.

Charly wollte eigentlich gar nicht hinsehen, aber der rote Schaukasten befand sich nun einmal direkt gegenüber der Volksbadeanstalt, und in der Spiegelung des Glases konnte sie unauffällig beobachten, was auf der anderen Straßenseite geschah.

Hinter dem Glas jedoch hing die aktuelle Ausgabe des *Stürmer* aus, und die dicken Buchstaben der Schlagzeilen und der antisemitischen Parolen sprangen sie an wie kleine Vampire, die ihre giftigen Zähne in ihre Gedanken schlagen wollten.

*Wer gegen den Juden kämpft, ringt mit dem Teufel!*

*Geht nur zu deutschen Ärzten und Rechtsanwälten!*

*Ohne Lösung der Judenfrage keine Erlösung des deutschen Volkes!*

Es war wie bei einem schrecklichen Verkehrsunfall: Sie schaute hin, obwohl sie eigentlich nicht hinsehen wollte.

Las die Schlagzeile. *Jud Rennert – Der Rassenschänder in Mannheim – Wie er die Notlage einer deutschen Frau ausnützen wollte – Vom Schäferstündchen ins Konzentrationslager*

Und dann die Karikatur auf der Titelseite, die einen mit allen antisemitischen Klischees ausgestatteten unrasierten und offensichtlich wollüstigen Juden an der Hotelrezeption zeigte, in Begleitung einer deutlich jüngeren blonden Frau, und darunter den Text: *Keine Angst, Kindchen, lass mer nur machen, a Hotel is schließlich ka Rasseforschungsinstitut, es genügt hinzuschreiben »verheiratet« und es Paradies steht uns offen.*

Neben Charly standen Menschen, die diesen antisemitischen, pornographischen und denunziatorischen Schund wirklich lasen und offensichtlich ernst nahmen. Mit zustimmendem Nicken Artikel für Artikel lasen. Und das im roten Wedding.

Da endlich kam die Frau, auf die sie gewartet hatte. Pünktlich

wie jeden Sonnabend. Dunkelblauer Rock, grüner Hut. Ging die backsteinernerne Fassade entlang, deren strenge Architektur auf den ersten Blick an ein Gefängnis erinnerte, hinter der sich jedoch, wie die Buchstaben über den beiden Eingängen verrieten, die *Volksbadeanstalt Wedding* verbarg. Verschwand dann im Gebäude, nachdem sie sich noch einmal umgesehen hatte.

Charly wartete einen Moment, bevor sie hinüberging. Ganz wohl war ihr nicht bei der Sache, zu groß war die Gefahr entdeckt zu werden, doch ihr Klient bestand darauf. Nachdem sie im Stillen und mit geschlossenen Augen einmal bis hundert gezählt hatte, überquerte sie die Straße und betrat die Badeanstalt durch den rechten Eingang, den für die Damen. Eine unangenehme Schwüle und ein stechender Geruch empfingen sie. Und eine ganz in weiß gekleidete Frau, die im Kassenkabuff saß und ihr ebenso erwartungsvoll wie unfreundlich entgegenblickte.

»Einmal bitte«, sagte Charly und zückte ihr Portemonnaie.

»Einmal wat? Schwimmen? Baden? Brausen?«

Die Frau hinter der Glasscheibe erinnerte mit ihrer stämmigen Gestalt eher an eine Gefängniswärterin als an eine Bademeisterin. Und so hörte sie sich auch an.

»Muss ich das hier entscheiden?«, fragte Charly. »Kann ich nicht einfach rein?«

»Kommt drauf an, wieviel Jeld Sie ausgeben wollen. Schwimmhalle is teurer als Wannenbad, Wannenbad teurer als Brausebad. Aber bei Schwimmhalle is Brause inklusive. Ohne Abbrausen dürfen Se jar nich ins Wasser.«

»Soso.«

»Und? Wat darf's denn sein?«

»Das ist mir jetzt irgendwie peinlich.« Charly schaute sich um, als sei sie noch nie in ihrem Leben in einer Badeanstalt gewesen. »Aber ich bin mit einer Freundin hier verabredet ... Weiß nur nicht genau wo.«

Die Frau an der Kasse sagte nichts, sie guckte nur streng.

»Martha müsste vor wenigen Augenblicken erst gekommen sein«, fuhr Charly fort, »hab sie noch hier reingehen sehen. Hab auch gerufen, aber da war sie schon drinne.« Sie schaute sich um. »Und nun ist sie nirgends zu sehen.«

»Jerade eben hier rin?« Ein kleiner Schleier des Misstrauens

huschte über das Gesicht der Frau; sie schaute Charly prüfend an, ehe sie antwortete. »Is Ihre Freundin so 'ne hübsche Blonde?«

Charly nickte und lächelte.

»Die kommt jeden Sonnabend.« Die Kassenfrau riss eine Karte von der Rolle. »Einmal Wannenbad also. Um zusammen zu baden, dafür sind Se aber zu spät. Ick könnte Ihnen die Kabine nebenan jeben.«

»Das wäre nett.«

»Brauchen Se 'n Handtuch?«

»Äh, ja ... bitte.«

»Denn macht det dreißich Pfennije.«

»Bitte.« Charly legte die Münzen in die Durchreiche und bekam im Gegenzug ein weißes Handtuch, eine Eintrittskarte und einen Schlüssel, der mit einer Nummer versehen war.

»Kabine hundertfuffzehn, erstet Oberjeschoss. Die Kollegin zeicht Ihnen den Weg. Is direktemang neben Ihre Freundin. Da können Se sich wenigstens unterhalten, während Se im Wasser liegen.«

Mit dem Handtuch auf dem Arm war Charly schon unterwegs zum Treppenhaus, als sie noch einmal gerufen wurde.

»Frollein?«

»Ja?«. Sie drehte sich um.

»Kenn ick Sie nich irgendwoher?« Die Frau an der Kasse musterte sie eindringlich. »Na sicher, Sie sind bei Blum und Scherer, nich wahr? Anwaltsjehilfin, stimmt's?«

Charly fühlte sich ertappt, aber sie ließ sich nichts anmerken. Sie nickte. Und lächelte.

»War mal bei Ihnen«, fuhr die Kassenfrau fort. »Wejen unsere Mieterhöhung. Wissen Se noch? Der Doktor Scherer hat uns da sehr jeholfen.«

»Freut mich.«

»Jrüßen Se man schön, den Herrn Doktor.«

»Gerne. Von Frau ...«

»Schwaak. Else Schwaak.« Sie lächelte. »Kommen Se nächstes Mal zusammen mit Ihre Freundin, dann kriegen Se 'ne jemeinsame Kabine. Spart baret Jeld.«

Sie zwinkerte verschwörerisch, als habe sie gerade Geheimwissen verraten.

Charly drehte wieder um. Als sie die Treppen hochstieg, endlich außer Sichtweite der Kassensfrau, fluchte sie leise vor sich hin. Das war nur passiert, weil diese dämliche Observierung sie in die Nähe der Kanzlei führte! Ausgerechnet einer Mandantin von *Blum & Scherer* über den Weg zu laufen!

Die Bademeisterin, die sie oben empfing, die Karte kontrollierte und ihr die richtige Kabine zuwies, war weniger redselig. Dafür jünger und hübscher als ihre Kollegin an der Kasse.

»Ick klopfe, wenn Ihre Zeit abjeloofen is. Denn haben Se noch fünf Minuten.«

Das war alles, was sie sagte, als sie Kabine 115 öffnete.

Charly nickte und schloss ab. Während das Wasser in die Wanne lief, schaute sie sich um. Einfache Holzwände trennten die Badekabinen voneinander, Wände, die nicht zum Boden reichten, sondern aufgeständert waren und eine Lücke von einigen Zentimetern ließen, damit man den Fliesenboden besser wischen konnte.

Das einlaufende Wasser machte anständig Lärm. Charly hockte sich auf den Boden und lugte durch den Spalt zu ihrer Linken. Auf dem hölzernen Hocker neben der Wanne lagen ordentlich gefaltete Kleidungsstücke. Sie erkannte den dunkelblauen Rock wieder, den sie eben noch im spiegelnden Glas des Stürmerkastens gesehen hatte. Bis der Rock mit seiner Trägerin im Volksbad verschwunden war, wie jeden Sonnabend. Was Charly bereits gewusst hatte, bevor es die Kassensfrau ihr verraten hatte.

Die Sonnabendnachmittage waren die einzigen dunklen Flecken, die es im Leben von Martha Döring noch gab. Ansonsten wussten sie mehr oder weniger lückenlos Bescheid über den Alltag und die Gewohnheiten der Frau, einer hübschen Mitdreißigerin. Über eine Stunde verbrachte sie jeden Sonnabend in der Badeanstalt, und niemand wusste, was sie dort tat. Dass sie ausgerechnet dort den heimlichen Liebhaber traf, dessen Siegmund Döring, ihr Ehemann, sie verdächtigte und dessentwegen er die Detektei Böhm engagiert hatte, das hielten weder Charly noch ihr Chef Wilhelm Böhm für wahrscheinlich, so streng wurden die Geschlechter hier voneinander getrennt; es gab sogar zwei Schwimmhallen, eine große für die Herren, eine kleinere für die Damen. Deswegen hatten sie bei ihren bisherigen Observierun-



gen immer geduldig im Café gegenüber gewartet, bis Martha Döring wieder aus der Badeanstalt gekommen war, und hatten die Beobachtung erst dann wieder aufgenommen.

Doch das reichte Siegmund Döring nicht. Bei seinem jüngsten Besuch hatte der eifersüchtige Ehemann darauf bestanden, seiner Frau ins Bad zu folgen, also hatte Charly diese Aufgabe übernommen.

Sie holte die kleine Kamera aus der Handtasche und ihren Schminkspiegel, legte den Spiegel auf den Boden und probierte so lange herum, bis der Winkel stimmte und sie die Nachbarkabine, den Stuhl mit der Kleidung und die Kabinentür im Blick hatte, ohne sich auf den Boden hocken zu müssen. Dann setzte sie sich auf den Wannenrand und spannte die Kamera.

Charly kam sich schäbig vor, aber was sollte sie tun? Sie hatte die Spesenrechnung um dreißig Pfennige erhöht, nun brauchte sie auch Beweismaterial. Und wenn es eben der Beweis wäre, dass Martha Döring sich einmal in der Woche ausgiebig ihrer Körperpflege widmete. Vielleicht gab ihr eifersüchtiger Klient dann endlich Ruhe. Charly fand den Kerl unerträglich, aber Männer wie Siegmund Döring brachten der Detektei Böhm nun einmal das Geld.

Die Wanne war beinahe voll, und Charly drehte den Wasserhahn zu. Das Nachplätschern der letzten Tropfen erinnerte sie daran, dass es ratsam wäre, ein paar Geräusche zu machen, die vortäuschten, dass auch in Kabine 115 jemand in der Wanne lag. Sie zog Schuhe und Strümpfe aus und planschte ein wenig herum. Danach musste sie erst einmal das Kameraobjektiv wieder freiwischen. Auch der Spiegel auf dem Boden war beschlagen.

Sie lauschte. Aus der linken Kabine war leises Plätschern zu hören und noch leiseres Summen. Martha Döring schien sich wohlzufühlen. Und Charly saß in der Kabine nebenan auf dem Wannenrand, in der Hand einen Fotoapparat, und fühlte sich völlig fehl am Platz. Vielleicht wäre es sinnvoller, die gut zwanzig Minuten, die ihr noch blieben, für ein Wannenbad zu nutzen und den Fotoapparat wieder einzupacken.

Die warme feuchte Luft machte sie schläfrig, bis ein Klopfen sie hochschrecken ließ. War ihre Zeit etwa schon abgelaufen? Nein, das kam von nebenan, in der Nachbarkabine regte sich etwas. Sie

hörte ein Poltern und Plätschern: Martha Döring stieg aus der Wanne.

Charly schaute in den Schminkspiegel und konnte nasse nackte Beine sehen. Hörte, wie der Riegel zurückgeschoben wurde, sah, wie die Tür sich öffnete, dann ein weiteres Paar Beine, Stoffschuhe mit Gummisohle, den Saum eines weißen Kittels. Sie rutschte vom Wannenrand, versuchte, einen günstigeren Blickwinkel zu finden, um das Gesicht der Besucherin zu erkennen. Es war dieselbe Bademeisterin, die ihr die Kabine zugewiesen hatte.

Musste man hier nachlösen, wenn man zu lange badete? Das fragte sich Charly noch, da sah sie, wie die Bademeisterin die Kabinentür wieder zuzog und verriegelte. Von innen.

Die nackten Füße und die weiß beschuhten standen sich für eine Weile gegenüber. Charly lauschte angestrengt, doch kein Wort wurde gesprochen. Sie brachte die Kamera in Anschlag.

Und sah durch den Sucher, was die beiden Frauen machten.

Es war nicht das, was Charly erwartet hatte. Eigentlich hatte sie überhaupt nichts erwartet an diesem Ort. Hatte den Fall für abgeschlossen gehalten, die Eifersucht ihres Klienten für krankhaft und seinen Verdacht für Einbildung. Aber es war keine Einbildung. Martha Döring betrog ihren Siegmund tatsächlich. Allerdings nicht mit einem anderen Mann.

### 3

**D**raußen wurde eine Autotür zugeschlagen, und sie schob die Gardine beiseite und schaute hinaus. Zum wievielten Male jetzt eigentlich schon? Irene Schmeling kannte sich selbst nicht wieder. Verhielt sich schon wie die Paulus aus der zweiten Etage, die, ein Kissen unter die Ellbogen gelegt, den halben Tag aus dem Fenster glotzte, weil sie nichts Besseres zu tun hatte.

Die Straße war immer noch leer, bis auf den Kohlewagen, der vor dem Haus gegenüber entladen wurde, die Kinder, die an der Ecke Ahrweilerstraße Nachlaufen spielten, und Doktor Schröder aus der Dritten, der gerade seinen Wagen abschloss.

Weit und breit keine Kraftdroschke. Wo blieb Ferdi nur? Seit sie ihn kannte, war er immer pünktlich gewesen.

Sie wollte es sich nicht eingestehen, aber so langsam fragte sie sich, ob er überhaupt noch kommen würde. Ob sie womöglich zu weit gegangen war beim letzten Mal. Sie hatte das Thema Heirat angesprochen, vorsichtig natürlich und ganz allgemein, doch sein Blick hatte ihr gezeigt, dass er verstanden hatte. Er hatte genickt. Nachdenklich. So, als verstehe er ihre Gedanken. Als wisse er genau, was sie damit sagen wolle. Dass es nun ernst geworden war zwischen ihnen. Und er hatte nicht so ausgesehen, als habe ihn dieser Gedanke erschreckt. Ganz im Gegenteil.

Sie hatte nicht anders gekonnt. Nie hatte sie einen Mann so geliebt wie diesen Handlungsreisenden, den es ein- bis zweimal die Woche nach Berlin verschlug und den sie nun schon seit fast einem Jahr regelmäßig traf.

Und nun? Hatte sie ihn mit ihren unbedachten Worten in die Flucht getrieben? Sie konnte es sich einfach nicht vorstellen. Nicht nach dem Blick, den er ihr zum Abschied zugeworfen hatte. Aus irgendeinem Grund wusste sie, dass er Ringe besorgt hatte. Dass er ihr den ersehnten Antrag machen würde. Sie wusste es einfach.

Und gerade deshalb spürte sie einen Stich im Herzen, wenn sich der Gedanke nach vorne drängte, dass es vielleicht doch nicht so war. Dass er sie sitzengelassen hatte. Dass sie ihn mit ihren Worten, ihren viel zu forschen, einer Frau nicht zustehenden Worten in die Flucht getrieben hatte.

Sie stand am Fenster, schaute auf die Straße, auf der einfach kein Taxi halten wollte, und spürte, wie ihr die Tränen kamen.

Dumme Pute!

Was, wenn sein Zug ganz einfach Verspätung hatte? Sein Taxi im Verkehr steckengeblieben war? Wollte sie ihn dann mit verweinten Augen empfangen? Reiß dich zusammen, Heulsuse!

Eine innere Stimme sagte ihr, dass es nicht sein konnte, dass er sie nie und nimmer einfach so schnöde sitzen ließe. Und je mehr sich diese Zuversicht in ihr festsetzte, desto unbarmherziger wuchs die Sorge, ihm könne etwas zugestoßen sein. Und diese Sorge machte das Warten noch unerträglicher.

Verdammt, werde jetzt nicht hysterisch! Wie oft hat die Reichs-

bahn Verspätung? Manchmal fallen doch sogar ganze Züge aus! Habe einfach ein wenig Geduld! Er wird schon noch kommen, und dann wird sich alles aufklären! Und rei dich verdammt nochmal zusammen!

Sie trat vom Fenster zurück und polierte noch einmal die Kaffeetassen, die nun seit über einer Stunde schon auf dem Tisch standen und darauf warteten, gefllt zu werden.

Der Marmorkuchen, den sie gestern Abend gebacken und für den sie die letzte Ecke Butter geopfert hatte, wurde immer trockener.

## 4

Schwarzgraues Verdeck, dunkelgrünes Chassis, schwarz-weiße Karostreifen – ohne Frage eine Kraftdroschke. Von dem Wagen war allerdings nur das Heck zu sehen, die vordere Hälfte schien in der Mauer verschwunden zu sein. Als sie die Unfallstelle passierten, konnte Rath erkennen, dass die Khlerhaube zusammengeschoben worden war, als sei sie aus Pappe.

»Muss ganz schön geknallt haben«, sagte er.

»Ich weiß schon, warum ich kein Taxi fahre«, erwiderte Czerwinski.

Der Kriminalsekretär saß auf dem Beifahrersitz und hielt den Fotoapparat zwischen den Knien. Einen Kofferraum besaß Rath's Buick nicht, auch keine Rückbank.

»Na, in 'nem Taxi müsstest du wenigstens die Kamera nicht auf den Schoß nehmen.«

»In 'nem Dienstwagen auch nicht.«

Das Mordauto hätten sie ohnehin nicht bekommen, doch Rath hatte auch keinen anderen Dienstwagen nehmen wollen. Weil er nicht vorhatte, heute noch einmal in die Burg zurückzukehren. Eigentlich wäre er jetzt schon auf dem Weg nach Hause. Hätte er nicht den Fehler begangen, kurz vor Feierabend noch ans Telefon zu gehen. Czerwinski, den er dazu verdonnert hatte mitzukommen, hatte nicht die allerbeste Laune.

Die Kraftdroschke war frontal gegen die massive Backsteinmauer geprallt, die auf Kreuzberger Seite den Beginn der Yorckbrücken markierte, an jener Stelle, wo die breite Yorckstraße einen Rechtsknick machte und sich verjüngte, um auf den nächsten fünfhundert Metern mehr als vierzig stählerne Stege zu unterqueren, sämtliche Schienenstränge, die zum Anhalter und Potsdamer Bahnhof führten. Wie es aussah, war das Taxi, anstatt der Rechtskurve zu folgen, einfach geradeaus weitergefahren.

Rath parkte den Buick am Straßenrand und stieg aus. Rechts neben dem Wrack lagen zwei Leichen auf dem Asphalt, bedeckt von Leinentüchern. Vier, fünf Schupos sicherten die Unfallstelle, wimmelten Neugierige ab, leiteten den Verkehr um und lotsten Fußgänger auf die andere Straßenseite.

»Mach du schon mal ein paar Fotos«, sagte Rath zu Czerwinski, der sich gerade aus dem Beifahrersitz schälte, »ich rede mit den Blauen. Mit ein bisschen Glück sind wir in einer halben Stunde hier wieder weg.«

Der Kriminalsekretär nickte und schulterte die Kamera. Rath zündete sich eine Overstolz an, inhalierte einmal tief und ging hinüber. Ein Hauptwachtmeister, der neben den Leichen stand, schaute ihm erwartungsvoll entgegen. Freute sich wohl schon, den Fall endlich den Idioten von der Kripo zuschanzen zu dürfen. Rath bemerkte einige Blutflecken an der ansonsten blitzsauberen Uniform.

»Wer hat die denn da so ordentlich hingelegt?«, schnauzte er den Blauen an, bevor der den Arm zum Deutschen Gruß heben konnte, und zeigte auf die Leichen. »Schon mal davon gehört, dass bis zum Eintreffen der Kriminalpolizei nichts anzurühren ist?«

»Melde gehorsamst, Kommissar, aber ...«

»Oberkommissar!«

»Melde gehorsamst, Oberkommissar, aber glauben Sie mir: Die Sauerei hätten Sie nicht sehen wollen. Der da ...« Er wies auf eine der beiden Leichen, deren Leinentuch in der Mitte blutigrot glänzte. »... ist förmlich aufgespießt worden. Von der Lenksäule. Ohne Eisensäge hätten wir den nicht aus dem Wagen bekommen.«

»Und der andere?«

»Der lag schon ungefähr da, wo er jetzt liegt. Muss aus dem Wagen geschleudert worden sein, dann gegen die Mauer geprallt und schließlich auf den Asphalt.«

»Na, jetzt, wo Sie ihn so schön dort drapiert und zugedeckt haben, werden wir das wohl nicht mehr nachvollziehen können.«

»Es gibt einen Zeugen, der ...«

»Die Zeugen werden wir schon noch befragen. Erzählen Sie mir lieber mal, warum Sie die Mordbereitschaft alarmiert haben, anstatt sich selbst um diesen Unfall zu kümmern.«

»Mit Verlaub, wir haben uns gekümmert. Laut übereinstimmender Aussage zweier Zeugen ist die Kraftdroshke ohne erkennbaren Grund gegen die Brückenmauer gefahren. Ungebremst.«

»Na, irgendeinen Grund wird es wohl gegeben haben.«

»Eben. Der Zeuge ...« Der Blaue blätterte in seinem Notizbuch. »... Der Zeuge Doktor Gebhardt sagt aus, der Taxifahrer habe ihn überfahren wollen. Mit voller Absicht. Er spricht von Mordversuch.«

»Mordversuch? Wollen Sie mich veralbern?«

»Ich gebe nur wieder, was der Zeuge gesagt hat. Sagt, es habe nicht viel gefehlt, und er würde tot auf dem Gehweg liegen. Sagt, er habe sich nur mit einem beherzten Sprung retten können.«

»Hm. Und die Toten da? Schon identifiziert?«

»Nur den Fahrer, Oberkommissar. Hatte einen Ausweis in der Joppe. Und einen Führerschein. Hier.«

Rath nahm die Dokumente entgegen. Ein Lichtbildausweis der Vereinigten Kraftdroshkenbesitzer Groß-Berlins, ausgeschrieben auf den Namen *Lehmann, Otto*. Der Mann auf dem Foto trug eine Schirmmütze und mochte etwa vierzig Jahre alt sein. Auf dem Führerschein prangte ein Abzug desselben Fotos.

»Det is der da«, sagte der Schupo und zeigte auf die rechte Leiche. Die mit dem blutdurchtränkten Tuch.

»Und der andere?«, fragte Rath.

»Da ham wer noch nüscht. In seiner Briefftasche war nur Geld. Und ein Schlüssel.«

»Zeigen Se mal.«

Der Schupo reichte ihm ein Portemonnaie, in dem sich knapp dreißig Mark Kleingeld befanden und ein kleiner silbriger Schlüssel. In das Metall war die Nummer 57 eingraviert, sonst nichts.

»Haben Sie 'ne Ahnung von welchem Schließfach der sein könnte?«, fragte Rath.

Der Schupo betrachtete den Schlüssel und zuckte die Achseln. »Von überall und nirgends. Irgendein Bahnhof, irgendeine Bank. Vielleicht auch vom Flughafen.«

»Sonst noch was in den Taschen?«

»Ne Schachtel Zigaretten. Ein Feuerzeug. Und das hier.«

Der Hauptwachtmeister fummelte ein kleines Etui aus seiner Manteltasche und öffnete es.

»Ein Ring?«

Der Schupo nickte. »Wir vermuten, der Herr war unterwegs zu einer Dame. Haben auch Blumen im Taxi gefunden.«

»Überlassen Sie das Vermuten mal lieber der Kripo«, sagte Rath. »Und sorgen Sie dafür, dass die Asservate ordentlich eingetütet und beschriftet werden.«

»Auch die Zigaretten?«

»Natürlich. Alle.«

»Jawohl, Oberkommissar!«

Der Wachtmeister salutierte.

Rath hockte sich zu der unbekanntenen Leiche und schlug die Leinendecke zurück. Der Mann war Ende zwanzig, Anfang dreißig und hatte ein hübsches Gesicht, das bis auf eine hässliche Platzwunde nahezu unversehrt geblieben war. In dem feinen Sommermantel wirkte die Leiche sogar beinahe elegant, war jedoch so bleich, wie das nur Tote sein können. Außerdem bildeten Kopf und Hals einen ungesund aussehenden Winkel. Genickbruch, vermutete Rath. Und ein paar innere Verletzungen: Aus Nase und Ohren waren kleine, dünne Rinnsale Blut geflossen. Er durchsuchte die Taschen des Toten, konnte jedoch nichts finden außer einem gebrauchten Taschentuch, das die Blauen entweder übersehen oder nicht hatten anfassen wollen. Auch Rath steckte es zurück in die Hosentasche, nachdem er es mit spitzen Fingern auf ein Monogramm oder ähnliche Auffälligkeiten untersucht hatte. Nichts dergleichen. Kaufhausware.

»Mach mal 'n Foto von den beiden hier«, rief er Czerwinski zu, der den Fotoapparat gerade aufs Stativ pflanzte, und zog die Decke von der anderen Leiche. Dieser Mann war wesentlich schlimmer zugerichtet, der Brustkorb, an dem das Leinentuch schon festzu-

kleben begann, eine einzige schwarzrot blutige Masse, aus der vereinzelt das Weiß der Rippenknochen schimmerte. *Die Sauerei hätten Sie nicht sehen wollen.* Rath spürte, wie ihm übel wurde, und bedeckte den offenen Brustkorb, schaute sich das Gesicht des Toten an, das durch unzählige Schnittwunden entstellt war. Die Augen jedoch waren unverletzt geblieben und starrten ins Leere. Trotz der Verletzungen erkannte er den Mann vom Passfoto.

Er deckte die Leiche wieder zu, stand auf und wandte sich noch einmal dem Schupo zu. »Wo ist denn dieser Zeuge, den man angeblich ermorden wollte?«, fragte er.

»Doktor Gebhardt?« Der Hauptwachtmeister zeigte auf zwei Zivilisten, die bei einem Schupo unter der Brücke standen. »Da. Der mit der Brille.«

Rath schnippte seine Zigarette aufs Trottoir und ging hinüber. Er gab sich keine Mühe, seine schlechte Laune zu verbergen. Ein tödlicher Verkehrsunfall war normalerweise keine Sache für die Zentrale Mordinspektion. Wenn der Revierpolizei jedoch, die immer als erste vor Ort war, irgendetwas spanisch vorkam, schaltete sie die Kripo ein. In diesem Fall also ein abstruser Mordvorwurf.

Er trat zu den drei Männern und zückte seine Marke.

»Kriminalpolizei«, sagte er, ohne zu grüßen und sich vorzustellen. Er hasste den Deutschen Gruß, zu dem ihn die Dienstvorschriften eigentlich verpflichteten. Da war er lieber unhöflich und grüßte gar nicht. Man musste ja nicht jeden Blödsinn mitmachen, der den Nazis so einfiel.

»Wer von Ihnen ist denn Herr Gebhardt?«, fragte er die Zeugen, obwohl er es bereits wusste.

»Doktor Gebhardt«, sagte der Brillenmann. »So viel Zeit muss sein.«

»Mediziner?«

»Wo denken Sie hin? Philologe.«

Gebhardt sagte das, als habe Rath ihn mit seiner Vermutung beleidigt.

»Herr Gebhardt, Sie haben den Kollegen gesagt, man habe Sie töten wollen?«

»So ist es! Ich bin um ein Haar einem Mordanschlag entgangen, Herr Kommissar.«

»Oberkommissar. So viel Zeit muss sein.«



Gebhardt stutzte, sagte aber nichts.

»Wer wollte Sie denn ermorden?«, fuhr Rath fort. »Und vor allem: wie?«

Gebhardt wies auf die Leiche des Taxifahrers. Er machte ein Gesicht, als verpetze er jemanden auf dem Schulhof.

»Dieser Mann dort«, sagte er, »ist mit seinem Kraftwagen mit voller Absicht auf den Gehweg gerast. Direkt auf mich zu. Ich konnte mich nur retten, indem ich zur Seite gehechtet bin. Möchte nicht wissen, wieviele blaue Flecken ich mir dabei geholt habe. Und hier – schauen Sie ...«

Er zeigte auf seinen Mantel, dessen rechte Seite völlig verschmutzt war und feucht glänzte.

»Sie haben sich genau an der Stelle befunden, wo das Taxi den Gehweg gekreuzt hat, bevor es gegen die Mauer geprallt ist?«

Gebhardt nickte. »Ich bin sicher, der Mann wollte mich überfahren. Wie grimmig der mich angeschaut hat!«

»Grimmig?«

»Na, eben wie jemand, der einen töten will.«

Rath beherrschte sich. Da stand der Mann, der ihm den Feierabend mit hanebüchenen Mutmaßungen versaut hatte, aber er beherrschte sich.

»Zeigen Sie mir doch bitte, wo genau Sie sich befunden haben, als sich der Unfall ereignete«, sagte er.

»Na, eben dort.«

Gebhardt wies auf den Gehweg knapp neben dem Taxiwrack.

»Und Sie sind in diese Pfütze dort gehechtet?«

Der Zeuge nickte. »Und dann hat es auch schon geknallt.«

»Wenn ich das richtig verstehe, ist der Wagen in gerader Linie vom Fahrdamm über den Gehweg gefahren und dann gegen die Mauer geprallt.«

Gebhardt nickte.

»Vielleicht hat die Lenkung blockiert«, sagte Rath. »Und der Fahrer konnte gar nicht anders, als gegen die Mauer zu fahren.«

»Und warum«, sagte Gebhardt und hob seinen Zeigefinger, »hat er dann nicht gebremst? Sondern im Gegenteil sogar Gas gegeben?«

Rath wandte sich dem anderen Zeugen zu, der ein paar Jahre jünger war als der Doktor und weniger gut gekleidet.

»Können Sie das bestätigen, Herr ...?«

»Brückner, Oberkommissar. Der Schutzmann hier hat meene Personalien bereits ...«

»Nun, Herr Brückner, stimmt das? Hat der Fahrer wirklich Gas gegeben?«

»Jawohl, Oberkommissar. Man hat den Motor richtig aufheulen gehört.«

»Hm«, machte Rath und kratzte sich am Kinn. »Vielleicht hat er in Panik die Pedale verwechselt. Das kommt vor.«

»Nein, nein ...« Gebhardt schüttelte den Kopf. »Herr Oberkommissar, ich bin mir völlig sicher: Der Taxifahrer hat nicht panisch geguckt, sondern grimmig. Der hatte es auf mich abgesehen! Der wollte mich umbringen!«

»Nur war er damit offensichtlich nicht sehr erfolgreich. Schließlich liegt *er* da tot auf dem Pflaster und kein Doktor Gebhardt.«

»Aber erlauben Sie!«

»Nehmen wir mal an, er hätte sich wirklich nur dumm angestellt: Warum hätte er Sie ermorden wollen? Was hatte er für ein Motiv?«

»Was fragen Sie mich? *Sie* sind der Polizist.«

»Kannten Sie den Taxifahrer denn?«

»Woher? Noch nie gesehen.«

»Und warum sollte es ein Mann, den Sie nicht kennen, auf Sie abgesehen haben?«

»Vielleicht waren das ja Kommunisten«, sagte Gebhardt und deutete auf sein Revers, an dem das Parteiabzeichen prangte.

»Ein Kommunist, der bei dem Versuch, ein verdientes Mitglied der Bewegung zu überfahren, sich selbst und auch noch seinen Fahrgast tötet – wollen Sie mir das wirklich erzählen? Wissen Sie eigentlich, welche Konsequenzen das hätte?«

Gebhardt wusste es offensichtlich nicht, er schaute Rath fragend an.

»Wenn Sie, lieber Doktor Gebhardt, allen Ernstes behaupten, dass dieser Verkehrsunfall eigentlich ein politischer Mordanschlag gewesen ist, wäre ich gezwungen, die Gestapo zu alarmieren. Dann müssten Sie den Kollegen in der Prinz-Albrecht-Straße erklären, warum Sie zum Ziel eines politischen Anschlages geworden sind.«

Gebhardt war beim Wort *Gestapo* zusammgezuckt. Auch ein linientreuer Nazi hatte mit der Geheimen Staatspolizei lieber nichts zu tun, wenn es denn irgendwie zu vermeiden war.

»Ich behaupte gar nichts«, sagte er und wirkte deutlich kleinlauter als zuvor, »ich weiß nur, dass der Mann mit Absicht auf den Gehweg gefahren ist. Das konnte man sehen.«

»Und was ist mit Ihnen, Herr Brückner? Konnten Sie das auch sehen?«

»Ick kam ja von da drüben, von der S-Bahn. Hab überhaupt keene Jesichter jesehen.« Der andere Zeuge zuckte die Achseln. »Aber eines kann ick bestätigen: Der hat nicht gebremst, sondern noch Gas gegeben. Is mit 'nem Affenzahn quer über die Straße auf den Gehweg gerast ... Bevor ick verstand, wat da los is, kam ooch schon der Knall. So laut, det gloobt man gar nich. Icke sofort hin, dachte zuerst, diesen Herrn hier hätt's ooch erwischt, aber der lebte ja. Hab noch versucht zu helfen, aber da war nüscht mehr zu machen. Der da auffem Trottoir lag, der war mausetot, is gegen die Mauer geflogen, das hat er wohl nich überlebt. Vom Taxifahrer jar nich zu sprechen, det war ein einzijet Massaker da uffem Fahrersitz. Hab ja ville jesehen im Weltkrieg, aber sowat ... ne! Ja, und dann kam ooch schon die Polente – also: Ihre Kollegen. Und seitdem steh'n wer hier.«

»Vielen Dank erst einmal, die Herren.« Rath gab den Zeugen seine Karte. »Montag um elf erwarte ich Sie beide in meinem Büro. Wenn der Wachtmeister Ihre Personalien hat, können Sie jetzt gehen.«

»Danke, Oberkommissar.«

Brückner tippte an seine Schirmmütze und überquerte die Straße. Gebhardt, der promovierte Querulant, wirkte unschlüssig.

»Was ist denn noch?«, fragte Rath.

»Na, mein Mantel.«

»Wie?«

»Schauen Sie sich den doch mal an.«

»Das habe ich bereits. Der ist schmutzig. Und?«

»Und? Ja, wer zahlt mir denn da die Reinigung?«

»Wenn Sie keine anderen Sorgen haben, können Sie ja mal bei der Taxi-Innung nachfragen.«

Rath ließ den Mann stehen und ging zum Unfallwagen hinüber.

Das Taxi, eigentlich ein stabiler Wagen, war durch den Aufprall auf wenig mehr als die Hälfte seiner Größe gestaucht, die Kühlerhaube eingedrückt, die Vorderachse verbogen und derart unter die Karosserie geschoben, dass von den Vorderrädern kaum noch etwas zu sehen war. Umso unheimlicher wirkte das Heck, das einen völlig unversehrten Eindruck machte. Bis auf die Tatsache, dass sämtliche Fenster zu Bruch gegangen waren.

Czerwinski war mit den Leichen durch und schon dabei, das Wrack von allen Seiten zu fotografieren. Mechanisch und in aller Gemütsruhe, ohne groß nachzudenken, so wie er jeder Arbeit nachging. Der Kriminalsekretär fotografierte auch weiter, als Rath zur Fahrertür ging, um einen Blick in den Wagen zu werfen.

»Mensch, Paul, du sollst nicht mich bei der Arbeit fotografieren, sondern den Tatort! Mach mal 'ne kleine Pause oder such dir ein anderes Motiv.«

Die Entscheidung fiel Czerwinski leicht. Der Kriminalsekretär kramte seine Zigaretten aus dem Mantel und ging zu den Schupos hinüber. Der Dicke liebte Zigarettenpausen.

Der Fahrersitz bot keinen schönen Anblick, er war voller Blut und voller Scherben. Auf dem Gehweg neben dem Auto lag eine blutbeschmierte Metallstange, die eine frische Sägekante aufwies. Rath spürte ein flaues Gefühl in der Magengegend, als er realisierte, dass dies das Stück der Lenkstange sein musste, das die Schupos aus dem Brustkorb von Otto Lehmann gezogen hatten.

Er wandte sich lieber dem Wagenfond zu, der nahezu unversehrt wirkte. Von außen jedenfalls. Vom Sitzpolster der Rückbank war allerdings vor lauter Glassplittern kaum noch etwas zu sehen. Langstielige Rosen verteilten sich im gesamten Fahrgastraum wie ein Mikadospiele. Einige waren auch neben dem Wagen gelandet. Im Fußraum entdeckte er eine schwarzlederne Aktentasche, die unter den Sitz gerutscht sein musste und dort festklemmte. Rath musste kräftig ziehen, um sie zu befreien. Sie sah so gut wie unversehrt aus. Wie zerbrechlich doch so ein Mensch ist, dachte er. Zwei Männer sterben, und diese Tasche bekommt nicht einmal einen Kratzer ab.

Er wischte die Scherben vom Leder und suchte nach einem Namensschild oder ähnlichem, doch alles, was er fand, waren eine Schachtel Asbachbohnen und ein großer brauner Briefumschlag,

die sauber voneinander getrennt in der Tasche verstaut waren. Ein frankierter, aber nicht gestempelter Großbrief, adressiert an eine *Familie E. Seitz, Schwabach, Nürnberger Straße 38*. Er drehte den braunen Umschlag mehrfach um, doch nirgendwo war ein Absender vermerkt.

Natürlich durfte er das nicht, dennoch öffnete Rath den Brief kurzerhand. Sollte er dort den Namen des Absenders finden, könnte ihnen das viel Zeit sparen. Und was störte es einen Toten, wenn man dessen Postgeheimnis missachtete? Den Kollegen würde er einfach erzählen, der Umschlag sei durch die Gewalt des Unfalls zerrissen.

So dachte er, während er den Brief öffnete, doch keine Minute später verfluchte er seine Leichtfertigkeit.

Die erste Ahnung, etwas falsch gemacht zu haben, überkam ihn, als er den Aufdruck *Geheime Reichssache* auf den beiden Aktenmappen las, die er aus dem braunen Umschlag zog. Die Ahnung wurde zur Gewissheit, als er eine der Mappen aufschlug und schon beim ersten Überfliegen des Textes auf den Namen *Hermann Göring* stieß.

Verdammt!

Rath klappte die Akte wieder zu, als könne er seine Tat dadurch ungeschehen machen. Sein Atem ging schnell, das Blut schoss ihm in den Kopf, er fühlte sich, als sei er bei irgendetwas erwischt worden. Obwohl niemand sehen konnte, was er da tat und in der Hand hielt.

Geheimakten. Weiß Gott woher. Aber das spielte auch keine Rolle. Ebenso war es völlig unerheblich, dass Rath noch keinen zusammenhängenden Satz gelesen hatte und gar nicht wusste, worum es ging. Er hatte unbefugt geheimes Material geöffnet, das auf irgendeine Weise mit Hermann Göring zu tun hatte, seinem Dienstherrn, dem zweitmächtigsten Mann im Reich.

Am liebsten hätte er den aufgerissenen Umschlag mitsamt den Akten zurück in die Tasche gelegt und so getan, als sei nichts gewesen, aber der geöffnete Brief sprach Bände, und wer würde Rath glauben, dass nicht er den Umschlag geöffnet hatte? Und selbst wenn sie ihm das abnähmen, wer würde ihm glauben, dass er sich den Brief nicht angeschaut habe? Hier ging es nicht mehr um die Verletzung des Briefgeheimnisses, hier ging es um Staats-

geheimnisse. Er hatte eine Akte gesehen, die er niemals hätte sehen dürfen, und er mochte sich nicht vorstellen, was man im neuen Deutschland mit Unbefugten anstellte, die so etwas taten.

Für große Überlegungen war keine Zeit; Rath packte die Pralinschachtel zurück in die Aktentasche, den Brief steckte er unter seine Weste und knöpfte den Mantel zu. Er war gerade fertig, da hörte er die Stimme von Czerwinski hinter sich.

»Und? Was gefunden, Chef?«

Rath drehte sich um. Der dicke Kriminalsekretär trat seine Zigarette aus und guckte neugierig. Hatte der ihn beobachtet? Unmöglich, Rath hatte sich die ganze Zeit über den Rücksitz gebeugt mit der Wagentür als Sichtschutz.

»Nichts Besonderes«, antwortete er. »Nur eine Aktentasche. Ist alles voller Blumen und Scherben. Fotografier das mal.«

Czerwinski nickte. »Und was ist mit der Tasche?« Er zeigte auf den Rücksitz.

»Na, was wohl? Die stellst du sicher, sobald du sie fotografiert hast. Und schau nach, ob du weitere Beweismittel findest, bevor du das Wrack zum Alex bringen lässt.«

»Wie?«

»Mensch, muss ich dir alles erklären? Zur Kriminaltechnik. Die sollen den Wagen auf eventuelle technische Mängel untersuchen.«

Die Enttäuschung war Czerwinski anzusehen. Er hatte gehofft, nach dem Fotografieren in den Feierabend gehen zu können. Rath wusste, dass er sich bei dem Dicken nicht unbedingt beliebt machte, aber er musste ihn loswerden.

»Ich fahr dann schon mal«, fuhr er fort. »Die Familie des toten Taxifahrers informieren.«

»Aber ...« Czerwinski deutete hilflos auf den Buick. »... wie soll ich denn zurück in die Burg kommen?«

»Im Abschleppwagen ist bestimmt noch ein Platz frei.«

Rath tippte an die Hutkrempe.

Czerwinski sagte nichts mehr. Er hob die rechte Hand, ohne Rath noch einmal anzuschauen, und machte sich am Fotoapparat zu schaffen.

Unter der Brücke hatte ein Leichenwagen gehalten, aus dem zwei Herren in Schwarz stiegen. Der Hauptwachtmeister empfing

die beiden mit dem Deutschen Gruß, den sie zackig erwiderten. Dann aber schüttelten sich die Männer gegenseitig die Hände wie alte Freunde.

Rath ging hinüber.

»Was soll denn das hier werden?«, fragte er den Schupo.

»Na, kennen Se doch, Oberkommissar«, sagte der Blaue und deklamierte: »Traurichsein hat keenen Zweck, Grieneisen holt die Leiche weg.«

»Das können die Herren gerne tun. Aber die Leichen hier werden nicht zu Grieneisen gebracht, sondern in die Hannoversche Straße.«

»Wie?«

»Schwer von Begriff? In die Gerichtsmedizin. Die Unfallopfer müssen selbstverständlich obduziert werden. Schon vergessen? Das hier ist eine Todesfallermittlung! Das dauert noch etwas, bevor da ein Bestatter ran darf.«

Dem Schupo war anzusehen, wie sehr ihm das gegen den Strich ging, doch er salutierte brav.

»Jawohl, Oberkommissar!«

»Für Botendienste sind wir aber nicht herbestellt«, maulte einer der Bestatter.

»Ich weiß nicht, wer Sie wozu herbestellt hat«, raunzte Rath den Mann an, »aber hier haben Sie gefälligst den Anordnungen der Polizei Folge zu leisten.«

»Und wer bezahlt uns das?«

»Lassen Sie sich die Übergabe der Leichen in der Gerichtsmedizin quittieren, dann können Sie bei der Staatsanwaltschaft einen Antrag auf Kostenübernahme stellen.«

Der Bestatter warf dem Schupo einen missmutigen Blick zu. Dann trottete er mit seinem Kollegen zum Leichenwagen. Die Männer öffneten die Hecktür und holten einen Zinksarg heraus.

Der Blaue schaute drein, als habe er Magenschmerzen. Wahrscheinlich hatte Rath's Eingreifen ihn um eine kleine Provision gebracht. Dennoch stand er stramm, als Rath ihn anbellte wie auf dem Kasernenhof.

»Sie sind mir dafür verantwortlich, dass das ordnungsgemäß läuft, Hauptwachtmeister! Am besten, Sie fahren mit in die Hannoversche Straße und kümmern sich persönlich darum.«

»Jawohl, Oberkommissar!«

»Und dann möchte ich Montagmorgen den Unfallbericht der Schutzpolizei auf meinem Schreibtisch sehen. Kann ich mich da auf Sie verlassen?«

»Jawohl!«

»Gut, Hauptwachtmeister. Dann darf ich mich verabschieden. Kriminalsekretär Czerwinski übernimmt den Oberbefehl hier am Tatort.«

»Kriminalsekretär Czerwinski! Jawohl!« Der Schupo salutierte ein letztes Mal und warf dann seinen Arm in die Höhe. »Heil Hitler, Oberkommissar!«

Rath winkelte seinen rechten Arm kurz an und drehte sich wortlos um. Auf dem Weg zu seinem Auto zündete er sich eine Zigarette an. Das Papier unter seiner Weste knisterte so laut, dass er glaubte, jeder müsse es hören. Er war froh, als er endlich hinter dem Steuer saß. Niemand schaute zu ihm hinüber, alles ging seinen gewohnten Gang. Die Bestatter legten die erste Leiche in den Sarg, Czerwinski hatte den Fotoapparat zusammengefaltet und damit begonnen, die Schupos herumzukommandieren. Auf der Windschutzscheibe zerplatzten erste Regentropfen. Rath startete den Motor und warf den Scheibenwischer an.

Er fuhr ziellos durch die Gegend und wusste nicht wohin. Nur dass die Familie Lehmann noch würde warten müssen, bis sie vom tragischen Tod ihres Ernährers erfuhr. Erst einmal hatte er sein Problem zu lösen.

Er brauchte eine ganze Weile, bis er endlich wusste, was zu tun war. Ganz sicher war er sich seines Planes nicht, aber einen anderen hatte er nicht. Der rettende Einfall war ihm beim Anblick eines Postbeamten gekommen, der am Halleschen Tor einen Briefkasten leerte. Kurzerhand besorgte er sich in einem Schreibwarengeschäft in der Lindenstraße ein braunes Großkuvert und eine Briefmarke und fuhr zum Kölnischen Park.

Und da saß er nun. Saß in einer ruhigen Ecke am Parkrand in seinem Auto und starrte auf den zerknitterten, aufgerissenen Umschlag auf seinem Schoß. Der Transport unter der Weste war dem braunen Papier nicht gut bekommen, kein Vergleich zu dem neuen Umschlag, der auf dem Beifahrersitz lag, jungfräulich rein und glatt und leer.



Die Briefmarke klebte bereits, er musste nur noch die Adresse in einer möglichst ähnlichen Schrift auf den neuen Umschlag übertragen, die Geheimakten hineinstecken, das Ganze zukleben und in den Briefkasten dort hinten werfen. Das war sein Plan. Die einzige Möglichkeit, die er sah, um aus der Zwickmühle, in die ihn seine Neugier gebracht hatte, wieder herauszukommen: Nur wenn die Papiere dort ankämen, wo sie ursprünglich auch hatten hingehen sollen, würde niemand Verdacht schöpfen. Seinem ersten Impuls – den brisanten Aktenfund einfach wegzuworfen, in den nächsten öffentlichen Papierkorb oder in die Spree – hatte er zum Glück nicht nachgegeben.

Er zückte den Tintenkuli, den Charly ihm zu Weihnachten geschenkt hatte, legte den neuen auf den alten Umschlag und wollte gerade ansetzen und die Anschrift kopieren, da nahm ihm ein Schatten das Licht, und der Schreck fuhr ihm in alle Glieder. Da stand ein Spaziergänger direkt neben der Fahrertür, ein Mann, der seinen Hund ausführte. Rath wusste nicht, ob der Hundebesitzer, der seinen Blick jetzt unbeteiligt durch den Park schweifen ließ, überhaupt in den Wagen geschaut hatte, gleichwohl fühlte er sich ertappt. Als sei man ihm jetzt schon auf der Spur.

Er wartete, bis der Mann, der sich noch ein paarmal umdrehte und tatsächlich durch die Autofenster zu schielen schien, im Park verschwunden war, dann steckte er den Stift ein, packte die Kuverts unter den Mantel und stieg aus. Das Backsteingebäude drüben im Park beherbergte eine öffentliche Bedürfnisanstalt, die steuerte er an, legte der Toilettenfrau einen Groschen hin und schloss sich in der nächstbesten Kabine ein. Erst als er saß, holte er die Umschläge wieder hervor.

Hier würde ihm niemand über die Schulter schauen.

Das Imitieren der fremden Schrift ging ihm leichter von der Hand als gedacht. *Schwabach*, wo das wohl lag? Na, hatte ihn nicht zu interessieren. Er verglich die beiden Adressen und war zufrieden. Einer graphologischen Untersuchung würde sein Werk nicht standhalten, aber das musste es ja auch nicht; Briefumschläge landeten doch immer sofort im Papierkorb. Wichtig war, dass der Inhalt dort ankam, wo er hinsollte.

Er holte die beiden grünen Mappen aus dem aufgerissenen Umschlag. Eigentlich hatte er die beiden Akten nur in den neuen

Umschlag legen und den dann zukleben wollen, doch er konnte nicht. Die beiden dunkelgrünen Hefter lagen auf seinem Schoß, und er stierte sie an. Die bettelten doch förmlich darum, aufgeschlagen zu werden. Schritte schreckten ihn auf. Er hörte, wie in der Kabine nebenan die Tür verriegelt und der Klodeckel hochgeklappt wurde.

Hastig steckte er die Akten in den neuen Umschlag, ohne noch einmal hineinzusehen. *Wissen ist Macht*, der alte Wahlspruch seines Vaters kam ihm in den Sinn. Nein, manchmal war Wissen einfach nur gefährlich. Menschen, die zuviel wussten, starben früher. Er leckte die Gummierung an und klebte den Umschlag zu. Nur weg damit!

Rath zog die Kette der Toilettenspülung, steckte sich die Umschläge wieder unter den Mantel, während das Wasser rauschte, und verließ die Kabine. Er wusch sich die Hände wie jeder normale Toilettbenutzer, bedachte die Toilettfrau mit einem freundlichen Nicken und ging zurück in den Park. Er vergewisserte sich, dass der Briefkasten am Märkischen Museum auch sonntags geleert wurde, dann warf er den Umschlag ein.

Er fühlte sich ungemein erleichtert, als die metallene Klappe hinunterfiel und den Einwurfschlitz wieder verdeckte, fast so erleichtert wie früher nach dem Beichten, als habe auch dieser Briefeinwurf ihn von allen Sünden befreit. Die Geheimakten aus dem Taxi waren nun wieder ein ganz normaler Brief, einer unter Tausenden, der genau die Reise antreten würde, für die er vorgesehen war. Die ursprüngliche Ordnung war wiederhergestellt, niemand würde etwas merken.

Rath steckte sich eine Overstolz an und ging durch den Park zurück zum Auto. Den alten Umschlag zerknüllte er und stopfte ihn in den nächstbesten Papierkorb.

Zwei nackte Arme, die sich um eine weißbekittelte Schulter schlangen. Hände, die einen nackten Rücken streichelten und Pobacken kneteten. Das verzückte Gesicht von Martha Döring, während die Frau in der weißen Kittelschürze ihr den Busen küsste. Beide Frauen in leidenschaftlicher Umarmung, küssend, mit geschlossenen Augen.

Auf den letzten Fotos, die Charly gemacht hatte, sah man noch, wie die Bademeisterin in die Hocke gegangen war und die breitbeinig auf dem Wannenrand sitzende Martha Döring da küsste, wo es Siegmund Döring wahrscheinlich noch nie oder falls doch, dann offensichtlich viel zu selten, getan hatte. Das war der Moment, an dem Charly abgebrochen hatte. Weil sie sich unsäglich schmutzig vorgekommen war.

Nicht weil sie das als schmutzig empfunden hätte, was die beiden Frauen in der Kabine nebenan taten, sondern weil es schmutzig war, die beiden dabei zu fotografieren, bei den intimsten, privatesten Dingen, die zwei Menschen miteinander teilen konnten. Diese Erkenntnis hatte sie so plötzlich überfallen, dass ihr übel geworden war; sie hatte die Kamera eingepackt, Strümpfe und Schuhe wieder angezogen und das Volksbad so überstürzt verlassen, dass sie sogar vergessen hatte, den Stöpsel aus der Wanne zu ziehen.

Sie war die Straße hinabgelaufen, ohne darauf zu achten wohin, hatte sich, ohne auf das Zielschild zu achten, in die nächste Elektrische gesetzt, hatte die Augen geschlossen, bis sie ganz sicher war, dass die Bahn den Wedding weit hinter sich gelassen hatte. Am Rosenthaler Platz war sie schließlich umgestiegen und in den Westen gefahren, aber erst in der Dunkelkammer hatte sie sich wieder beruhigt.

Charly schaltete das Licht ein und nahm die Abzüge aus dem Wasserbad. Sie mochte diese Arbeit, die sie von ihrem ehemaligen Kollegen Reinhold Gräf gelernt hatte, der früher viel für die Mordinspektion fotografiert hatte.

Die Fotos schienen ihr schon fast zu gut gelungen. Selbst die Gesichter waren zweifelsfrei zu erkennen. Wenn Siegmund Dö-

ring diese Bilder sähe, würde das für seine Frau nichts Gutes bedeuten. Der Mann war, wie die Nadel an seinem Revers zeigte, Parteigenosse. Eine Frau, die ihn mit einer lesbischen Liebschaft betrog, würde er niemals ertragen. Weibliche Homosexualität war zwar, anders als männliche, nicht strafbar, doch mochte Charly sich nicht ausmalen, wie Döring seine Frau behandelte, sollte er von ihrem Geheimnis erfahren. Männer, die ihre Frauen schlugen, machten sich durchaus einer Straftat schuldig, fanden jedoch vor den allermeisten Richtern Gnade. Und was, wenn die Fotos aus dem Volksbad Eingang in ein solches Verfahren finden würden? Scham und Schande war das mindeste, was Charlys heutiges Tagwerk über Martha Döring bringen würde, wahrscheinlich aber Schlimmeres. Jedenfalls nichts, auf das sie stolz sein konnte.

Nein, so hatte sie sich ihre Arbeit für das Detektivbüro nicht vorgestellt, seit sie sich vor einem Dreivierteljahr auf Böhm's Angebot eingelassen hatte. Sie traf sich immer noch regelmäßig mit ihrem früheren Chef und Mentor, auch nach dessen Kündigung, zum Unwillen von Gereon, der in alten Zeiten mit Böhm immer wieder aneinandergeraten war. Vielleicht hatte Gereon es auch übelgenommen, dass Böhm der erste war, dem Charly von ihren gescheiterten Träumen erzählt hatte. Dabei war es Zufall gewesen. Die Verabredung mit Wilhelm Böhm hatte schon festgestanden, bevor Guido Scherer ihr just an jenem kalten Dezembertag eröffnete, dass sie ihren Traum begraben müsse. Dass ihr Referendariat in der Rechtsanwaltskanzlei *Blum & Scherer* keine Anerkennung mehr finden werde, weil das neue Deutschland Frauen den Zugang zum Anwaltsberuf verweigere. Dass sie gar nicht erst zum zweiten Staatsexamen zugelassen werde. Ganz zu schweigen davon, dass keine Frau mehr eine Zulassung als Rechtsanwältin erhalte.

So einsam und verlassen und von aller Welt verraten war Charly sich zuletzt vorgekommen, als sie vor den Trümmern des Hauses gestanden hatte, in dem ihr Vater ums Leben gekommen war. Damals hatte sie sich geschworen, es mit der Welt aufzunehmen, sich nicht und niemals unterkriegen zu lassen. Doch die Welt war hartnäckiger als gedacht.

Sie wusste nicht mehr, welches Gefühl nach dem Gespräch mit

Guido stärker gewesen war, das der Wut oder das der Ohnmacht. Sie war zur vereinbarten Zeit in Böhm's Detektivbüro erschienen, immer noch ratlos. Und hatte ihm alles erzählt.

»Es kommen auch wieder andere Zeiten«, hatte Böhm gesagt. »Wir dürfen niemals aufgeben. Irgendwann wird Deutschland Menschen wie uns wieder brauchen.«

Und dieser Satz hatte sie tatsächlich getröstet. Anders als Gereons Reaktion ein paar Stunden später. Er hatte ihr allen Ernstes vorschlagen wollen, zur Kriminalpolizei zurückzugehen. Zu Friederike Wieking und der WKP. »Die untersteht jetzt auch Gennat«, hatte er gesagt. »Dann gehören wir beide zur Kriminalgruppe M. Ich kann ja mal mit dem Buddha reden.«

Er hatte nichts verstanden.

»Zurück zur Polizei? Und sich zum Büttel der Nazis machen?«

»Nicht jeder Polizeibeamte ist ein Büttel der Nazis. Ich bin Mordermittler, und Mord ist Unrecht, ganz gleich, wer gerade regiert.«

Seine alte Leier. Und das Schlimmste war, dass er ja irgendwie sogar recht hatte. Man konnte sich doch nicht völlig aus der Verantwortung stehlen und den Nazis überall das Feld überlassen. Genau deswegen hatte sie Anwältin werden wollen.

Bis die Nazis ihr einen Strich durch die Rechnung machten.

Aber sie war auch lange Jahre keine Polizistin gewesen und hatte dennoch wie eine gearbeitet. Als Stenotypistin bei Wilhelm Böhm und Ernst Gennat in der Mordinspektion. Wer zum Teufel also sollte sie daran hindern, auch als einfache Rechtsanwaltsgehilfin den Menschen zu helfen, denen die Nazi-Regierung zunehmend Schwierigkeiten bereitete: Juden und anderen Nichtariern und sogenannten politisch Unzuverlässigen?

Guido war derselben Meinung, und so hatte sie ihren Schreibtisch in der Kanzlei behalten, arbeitete weiterhin dort, wenn auch nur halbe Tage und für weniger Geld, war aber mit beinahe denselben Dingen beschäftigt wie zuvor als Referendarin.

Und als das Angebot von Böhm kam, hatte sie gehofft, vielleicht auch wieder ein bisschen wie eine Polizistin arbeiten zu können. Bis er ihr den ersten Auftrag überließ und sie merkte, dass es doch eher banale Dinge waren, um die sie sich zu kümmern hatten, nichts, was die Welt besser machen würde. Aber

die Überwachung von Martha Döring, vielleicht der elfte oder zwölfte Fall, mit dem Böhm sie betraut hatte, war der erste, der sie komplett am Sinn ihres Tuns zweifeln ließ.

Die Abzüge waren inzwischen trocken, und Charly legte sie in ein Kuvert. Für einen Moment spielte sie mit dem Gedanken, die Fotos einfach wegzuworfen, Böhm zu erzählen, die Observierung im Volksbad sei ergebnislos verlaufen, doch das brachte sie nicht fertig. Sie vertraute dem Mann, seit er sie damals, als sie völlig verzweifelt war und nicht mehr wusste wohin, als Stenotypistin in den Polizeidienst aufgenommen, von Anfang an aber auch ihre detektivischen Fähigkeiten erkannt und gefördert hatte. Und Böhm vertraute ihr. Sie konnte solche Dinge nicht vor ihm verheimlichen. Sie musste ihm die Fotos zeigen, musste mit ihm darüber reden. Und hoffen, dass er die Sache genauso sah wie sie.

## 6

Eigentlich hatte er nur kurz in der Carmerstraße vorbeischaun wollen, um Charly zu sagen, dass er noch mal losmüsse und es etwas später werden könne, doch dann hatte er feststellen müssen, dass die Wohnung leer war.

Das kam öfter vor, seit der Junge vor zwei Wochen mit der HJ nach Nürnberg aufgebrochen war, und Rath konnte nicht behaupten, dass er darüber traurig war. Endlich wieder Zeit, die er allein mit seiner Frau verbringen konnte, so hatte er gedacht. Allerdings war Charly seither nicht oft zuhause gewesen. Immer war etwas dazwischengekommen, wenn nicht privat (Charlys alte Freundin Greta, die lange in Schweden gelebt hatte, war seit ein paar Monaten wieder in Berlin), dann beruflich – was ja auch kein Wunder war, wenn jemand gleich zwei Stellen hatte. Anwaltsgehilfin und Privatdetektivin. Nur ihren eigentlichen Berufswunsch hatte Charly ad acta legen müssen; die neuen Bestimmungen ließen keine Frauen mehr im Rechtsanwaltsberuf zu.

Aber warum hatte sie denn auch den Polizeidienst so mir nichts dir nichts quittiert? Das wäre ihre Bestimmung gewesen; Charly

war die geborene Kriminalistin. Rath hatte ihr nach dem Aus ihres Referendariats nahegelegt, sich doch einfach noch einmal in der Burg zu bewerben, er werde ein gutes Wort für sie einlegen. Charly hatte ihn nur angeschaut und die Stirn in Falten gezogen, hatte ihn angeschaut mit diesem Blick, den er nicht leiden konnte, mit diesem Blick, der eine Mischung aus Unverständnis und Verachtung ausdrückte, die Rath kaum ertragen konnte. Dann hatte sie sich dafür entschieden, lieber für Wilhelm Böhm zu arbeiten, ihren früheren Vorgesetzten, der ebenfalls vor zweieinhalb Jahren den Polizeidienst quittiert hatte und seither als Privatdetektiv arbeitete. Und ihr früherer Kommilitone Guido Scherer, in dessen Kanzlei sie eigentlich den Rest ihrer juristischen Vorbereitungszeit hatte absolvieren wollen, hatte ihr – wahrscheinlich aus schlechtem Gewissen heraus – angeboten, doch als Anwaltsgehilfin weiterzuarbeiten.

Die Kanzlei hatte geregelte Arbeitszeiten, Böhms Detektei nicht. Und so kam es, dass Charly beruflich meist stärker eingespannt war als ihr Mann. Für Rath waren Überstunden, seit Gennat ihn in der Kriminalgruppe M am ausgestreckten Arm verhungern ließ, so selten wie Schnee im August. Und für Charly waren sie die Regel, seit sie für Wilhelm Böhm arbeitete. Natürlich passte Rath das nicht, doch er konnte nicht meckern, sie brauchten das Geld. Das Oberkommissarsgehalt reichte bei weitem nicht für das teure Leben in Charlottenburg, seit seine anderen Einkünfte weggebrochen waren, die, über die er mit niemandem sprach, nicht einmal mit Charly. Ihr hatte er einfach erklärt, dass das kleine Vermögen, das sein Lieblingsonkel ihm vererbt habe, langsam zur Neige gehe. Und nicht, dass er nach Pankow gefahren war, um den letzten Geldumschlag, den Johann Marlow ihm hatte zukommen lassen, über den Zaun des Marlow'schen Anwesens zu werfen. Zurück an den Absender. Er wusste nicht, ob Marlow oder einer seiner Leute ihn dabei beobachtet hatte, jedenfalls hatte er seitdem von dem Mann nichts mehr gehört. Und auch keine Geldumschläge mehr in seiner Post gefunden.

Er schrieb Charly einen Zettel, den er mit dem Roman beschwerte, der noch auf dem Wohnzimmertisch lag. Gabriele Tergit. Charly lebte auch in ihrer Lektüre mehr in der Vergangenheit, als dass sie die Gegenwart akzeptierte.

Als er das erledigt hatte, überlegte er, ob er sich noch einen Cognac und ein paar von Severins Platten gönnen sollte, bevor er zu der unangenehmen Aufgabe aufbrach, eine Todesnachricht zu überbringen. Er hatte die Cognacflasche gerade aus dem Schrank geholt, da klingelte es an der Wohnungstür.

Er ging in den Flur und öffnete. Im Treppenhaus stand eine schlanke Frau mit stramm frisierten Haaren, die durch dicke Brillengläser erst die Cognacflasche in seiner Hand fixierte und dann ihn. Im ersten Augenblick musste Rath an Fräulein Klefisch denken, seine Blockflötenlehrerin an der Volksschule.

»Heil Hitler«, grüßte die Blockflötenlehrerin. »Peters, Jugendamt Charlottenburg. Bin ich hier richtig bei der Pflegefamilie von Friedrich Thormann?«

»Sind Sie, Gnädigste, sind Sie«, sagte Rath, ohne den Gruß zu erwidern. »Allerdings haben Sie sich vergeblich herbemüht. Der Junge ist nicht da. Ist mit der HJ auf dem Weg nach Nürnberg.«

»Darüber sind wir selbstverständlich im Bilde.« Fräulein Peters zog die Augenbrauen hoch und zückte einen Notizblock. »Es geht auch nur darum, einmal mit Friedrichs Pflegeeltern zu sprechen. Sie sind Gideon Rath, nehme ich an?«

»Gereon.«

»Ein jüdischer Name?«

»Ne. Katholisch. Rheinisch katholisch. Wieso?«

Rath ärgerte sich. Was sollte diese Aushorcherei? Ihm wurde bewusst, welchen Eindruck die Cognacflasche machen musste, und er stellte sie auf den Garderobenschrank. Dann fischte er seinen Mantel vom Haken.

»Das ist dann auch Ihre Konfession, nicht wahr? Römisch katholisch?«

»Müsste doch alles in Ihren Akten stehen. Hören Sie ...«

»Natürlich, Herr Rath, darum geht es auch nicht.« Lächeln stand ihrem Gesicht nicht sonderlich. »Wir wollen uns nur einen persönlichen Eindruck verschaffen, in welcher häuslichen Umgebung Friedrich aufwächst. Wenn ich reinkommen dürfte?«

»Das ist gerade sehr ungünstig.« Rath hielt ihr den Mantel entgegen. »Ich bin auf dem Sprung, wie Sie sehen. Außerdem haben wir das doch alles schon hinter uns. Ein Kollege von Ihnen war damals hier. Da gibt es doch bestimmt Aufzeichnungen.«



»Gewiss. Aber von Zeit zu Zeit müssen wir unsere Kenntnis natürlich auffrischen.«

»Natürlich. Aber nicht heute. Wie ich schon sagte: Ich muss zu einem wichtigen Termin. Beruflich. Ich bin Kriminalbeamter ...«

»Dann lassen Sie sich nicht aufhalten, Herr Rath. Ohnehin wollte ich eigentlich mit Ihrer Gattin sprechen. Das Wirken einer Frau in der häuslichen Umgebung ist doch, wenn Sie verzeihen, viel entscheidender als das des Mannes.«

»Sicher, sicher. Sie müssen es ja wissen.« Rath versuchte ebenfalls ein Lächeln. »Aber auch da muss ich Sie enttäuschen. Meine Frau ist ebenfalls nicht zuhause.«

»Ach, macht sie gerade Besorgungen? Kein Problem, ich kann eine Weile warten.«

»Hören Sie, Fräulein Peters ...« Rath zog sich den Mantel über und griff nach seinem Hut. »... Ihre Standhaftigkeit ehrt Sie, aber sie ist zwecklos. Bis meine Frau nach Hause kommt, das kann noch dauern, sie hat sehr unregelmäßige Arbeitszeiten.«

»Arbeitszeiten?«

Die Mimik der Jugendamtsfrau verrutschte und machte irgendwo zwischen Unverständnis und Empörung Halt. Bevor sie noch mehr sagen konnte, drängte Rath sie beiseite und zog die Wohnungstür zu.

»Wenn Sie mich entschuldigen wollen, Fräulein Peters, aber ich muss jetzt wirklich los. Kommen Sie doch ein andermal wieder. Am besten, Sie rufen vorher an.«

»Anders scheint es bei Ihnen ja auch kaum möglich zu sein!« Fräulein Peters klang nun sehr schnippisch. »Sie hören dann von mir«, sagte sie. »Heil Hitler!«

Und damit drehte sie sich um und ließ Rath stehen. Bevor er den rechten Arm heben und sein *Hei'tler* nuscheln konnte, war sie schon im Treppenhaus verschwunden. Während er ihren Schritten nachhorchte, fragte er sich, was zum Teufel dieser Besuch zu bedeuten hatte. War so etwas wirklich üblich? Oder hatte ihnen jemand das Jugendamt auf den Hals gehetzt? Irgendeiner ihrer tugendhaften Nachbarn, die sich darüber mokierten, dass Charly nicht so oft Fenster putzte, wie das ihrer Ansicht nach nötig wäre? Unwillkürlich zuckte er die Achseln, zündete sich eine Zigarette an und machte sich auf den Weg.

Die Familie Lehmann wohnte in einer Mietskaserne in Kreuzberg zwischen Görlitzer Bahnhof und Spree. Rath musste durch zwei Hinterhöfe und vier Treppen hinauf, ehe er vor der Tür stand. Eine Frau öffnete, deren dunkel umrandete Augen von zu wenig Schlaf kündeten. Sie hielt ein Kind auf dem Arm, ein weiteres an der Hand. Rath fragte sich, welchen Eindruck Frau Lehmann wohl auf Fräulein Peters vom Jugendamt gemacht hätte.

Er fummelte seine Marke aus der Westentasche.

»Rath, Kriminalpolizei. Sie sind Hedwig Lehmann?«

Die Frau nickte.

»Verheiratet mit dem Kraftdroschkenfahrer Otto Lehmann?«

Die Frau nickte noch einmal. Und schaute ihn an wie ein Reh einen Autoscheinwerfer. Als ahne sie etwas. Ob die Schupos vom 31. Revier schon Bescheid gesagt hatten? Oder die Bestatter? Vielleicht gehörte sie auch einfach zu den Menschen, die immer mit dem Schlimmsten rechneten, wenn die Polizei vor ihrer Tür stand.

»Es tut mir sehr leid, Frau Lehmann, aber ich muss Ihnen eine Mitteilung machen ... bezüglich Ihres Mannes ...«

Sie sagte immer noch nichts, starrte ihn bloß an. Rath wollte ihr in Gegenwart der Kinder nicht die ganze Wahrheit sagen.

»Kann ich nicht reinkommen?«, fragte er. »Es wäre besser, wenn ich kurz unter vier Augen mit Ihnen sprechen ...«

Sie trat beiseite, und Rath trat ein. Otto Lehmann schien nicht viel Geld verdient zu haben; die Wohnung machte einen armseiligen Eindruck. Es war dunkel und eng und stank, als wäre seit einer Ewigkeit nicht mehr gelüftet worden.

Die Witwe führte ihn in eine Wohnküche. Im Spülstein stapelten sich schmutzige Töpfe und Teller, auf dem Tisch stand ein Korb schmutziger Wäsche.

»Lottchen!«, rief sie nach hinten. Es war das erste Wort, das Rath aus ihrem Mund hörte.

Ein etwa zwölfjähriges Mädchen erschien und lugte schüchtern um die Ecke. Die Frau setzte das Kleinkind, das sie auf dem Arm gehalten hatte, auf den Boden.

»Lottchen, pass doch mal uff die beeden Kleenen uff. Muttern muss mit den Herrn hier sprechen. Jeht runter uff den Hof spielen. Und bring die Wäsche schon mal in die Waschküche. Ick komm dann gleich.«

Das Mädchen nahm ihre jüngste Schwester vom Boden auf, legte die Kleine mitten in die schmutzige Wäsche und nahm den Korb vom Tisch.

»Komm schon, Bubi«, sagte sie zu ihrem Bruder, »fass mit an.«

Der Junge ließ den Rockzipfel der Mutter los, und die beiden Geschwister verließen die Wohnung, den Wäschekorb in ihrer Mitte, in dem die kleine Schwester saß und neugierig über den Rand lugte wie ein Ballonfahrer. Offenbar wurde sie nicht zum ersten Mal so transportiert. Und schien es zu genießen.

Die Frau setzte sich an den Tisch, ohne ihrem Gast einen Platz anzubieten.

»Wat is'n passiert, Herr Kommissar? Wat is'n so schlimm, det ick meene Kleenen wegschicken muss?«

Rath verzichtete darauf, die Frau über seinen Dienstgrad zu belehren. Er rückte einen Stuhl ab und setzte sich zu ihr, den Hut in den Händen.

»Ihr Mann«, begann er, »hatte einen Unfall. Einen beruflichen zuzusagen. Mit seiner Kraftdroschke.« Rath räusperte sich. »Aus uns noch unbekanntem Gründen hat er die Kontrolle über das Fahrzeug verloren und ist an den Yorckbrücken frontal gegen eine Begrenzungsmauer gefahren.«

Er machte eine Pause, weil es ihm immer am schwersten fiel, die eigentliche Wahrheit auszusprechen. Die, deretwegen er überhaupt hier saß.

»Frau Lehmann, es tut mir leid, Ihr Mann hat den Unfall nicht überlebt.«

Die Witwe, die ohnehin schon gebeugt auf ihrem Stuhl gesessen hatte, sackte in sich zusammen. Ihr Gesicht war so leer, dass es Rath erschreckte. Wenn dort vor fünf Minuten noch ein Rest von Hoffnung oder Zuversicht zu erkennen gewesen sein mochte, so war der jetzt verschwunden.

»Es mag Sie trösten, dass er nichts gespürt hat«, fuhr er fort, »er war auf der Stelle tot.«

Sie beendete ihr Schweigen so abrupt, dass Rath zusammenzuckte.

»Det soll mir trösten?«, fuhr sie ihn an. »Wie soll mir det trösten? Jetze kann ick mir jleich uffhängen. Det Jeld reicht so schon vorne un hinten nich. Wissen Se, wat so'n Taxifahrer verdient

in diesen Zeiten? Und nu? Ick hab drei kleene Jören, wie soll ick denn da Jeld verdienen?»

»Ich kann Ihnen Hilfe anbieten, Frau Lehmann. Jemand, der Ihnen beim Beantragen der Witwenrente hilft. Und das Jugendamt könnte schauen, wie es Ihnen mit den Kindern helfen und ...«

»Hören Se doch uff! Det Jugendamt? Sollen meene Kleenen ins Heim? Ne! Nur über meine Leiche!«

»Ich wollte doch nur ...«

»Det is mir scheißegal, wat Sie wollen. Ick will Ihre Hilfe nich! Mir det Jugendamt uff'n Hals hetzen? Darauf kann ick verzichten!«

»Frau Lehmann, ich verstehe, dass Sie erbost sind, aber ...«

»Nüscht verstehen Sie, jar nüscht!« Sie war aufgesprungen und fauchte ihn richtiggehend an. »Und nu scheren Se sich vom Acker. Ick hab zu tun. Lassen Se mir bloß in Ruhe. Und wenn hier eener vom Jugendamt kommt, spring ick aus'm Fenster, det sach ick Ihnen!«

Rath stand ebenfalls auf. »Wenn Sie das nicht wünschen, dann werde ich auch niemanden schicken«, versprach er. »Aber ich fürchte, ich kann Ihnen nicht ersparen, in die Rechtsmedizin zu kommen. Sie müssen Ihren Mann identifizieren ... Vielleicht wollen Sie auch Abschied nehmen. Ich schicke Ihnen am Montag einen Kollegen, der begleitet Sie zum Leichenschauhaus. Dann dürfte es auch nicht mehr lange dauern, bis die Leiche freigegeben ist.«

»Wie: freigegeben?«

»Damit Sie ihn beerdigen können.«

»Meenen Se, unsereiner kann sich ne Beerdigung leisten? Sie können ihn jerne behalten. Die Charité zahlt doch sojar dafür, oder?«

Sie sagte das so kalt und herzlos, dass es Rath schauderte. Ihre Geldnot schien deutlich größer zu sein als die Trauer. Rath musste an die Firma Grieneisen denken, die dank des Tipps eines geschäftstüchtigen Wachtmeisters so früh am Unfallort war. An Otto Lehmann würden die wohl kein Geld mehr verdienen.

Er verabschiedete sich und ging nachdenklich die Treppe hinunter. Ob Hedwig Lehmann die Wohnung ohne das Einkommen des Mannes würde halten können? Er wollte sich gar nicht ausmalen, was aus den Kindern werden mochte.

Als er unten aus der Haustür trat, sah er sie auf dem Hof spielen. Bubi schlug mit einem Stock auf die Brennesseln ein, die im Schatten der Brandmauer wucherten, seine Schwestern spielten mit dem Wäschekorb. Die Kleine saß in dem mittlerweile leeren Korb, den die große Schwester auf den Boden gestellt hatte und hin und her schaukelte, während sie hohen Seegang markierte. Die Kleine jauchzte vor Vergnügen. Lottchen hielt kurz inne und winkte Rath zu, als sie ihn erkannte.

Er lächelte und winkte zurück. Und fühlte sich mit einem Mal hundeelend.

## 7

Es ging wieder weiter. Die Zelte waren abgebaut, die Rucksäcke gepackt, die ganze Truppe stand marschfertig in Reih und Glied in der Morgensonne, und Oberbannführer Rademann ließ seinen Blick über die schnurgerade aufgereihten Hitlerjungen wandern. Es war Rademanns gewohnt harter, strenger Blick, dennoch konnte Fritze ihm den Stolz ansehen, den Stolz auf seine Truppe, den Stolz auf sie alle, die sie dabei waren. Es schien ihm, als ruhe Rademanns väterlich strenger Blick wieder besonders lange auf ihm. Vielleicht, weil der Oberbannführer den eigenen Sohn in ihren Reihen vermisste. Fritze vermisste ihn auch manchmal, immerhin war Atze sein bester Freund, aber so war das eben im Leben.

Rademanns Blick allein reichte, und es wurde so still, dass man nur noch die nahegelegene Saale plätschern und gluckern hörte. Bis ein scharfer Befehl die Stille zerschnitt.

»Aaachtung! Hitlerjungen, stillgestanden!«, schallte die Stimme des Oberbannführers, und alle nahmen unverzüglich Haltung an und waren hellwach.

»Ganze Abteilung liiiiinks um!«

Sie kamen aus zwölf verschiedenen Bannen, und dennoch reagierten sie auf Rademanns Befehl in derselben Präzision. Hundert Stiefel knirschten im Kies wie einer.

»Uuund im Gleichschritt marsch!«

Wie eine nicht aufzuhaltende Maschine setzten sie sich in Bewegung. Rademann ließ ein Lied anstimmen, und bald erschollen die ersten Zeilen des Horst-Wessel-Liedes über die Saale, als sie über die Brücke in die Stadt hinein marschierten, die Straßen gesäumt von begeisterten Bürgern, die ihnen zuwinkten, darunter auch einige hübsche Mädels. So war es in jeder Stadt gewesen, die die Berliner Hitlerjungen passiert hatten, so war es auch in Saalfeld. Bald aber wären sie wieder auf dem freien Feld und mitten in der Natur, nur noch begleitet vom Rauschen des Windes und dem Zwitschern der Vögel.

Fritze schaute nach oben. Am Himmel zogen einige Wolken, doch es sah nicht nach Regen aus. Im Gegensatz zu seinen Kameraden machte es ihm nicht viel aus, bei Wind und Wetter unterwegs zu sein und jede Nacht im Zelt zu verbringen, ganz gleich, wie sehr der Regen gegen die Plane prasselte. Er war, verdammt nochmal, ein Kind der Straße; er hatte sich auf den Berliner Straßen durchgeschlagen, einsam und allein und von aller Welt verlassen, dagegen war dieser wohlbehütete Marsch ein Kinderspiel. Sie hatten Zelte, sie hatten Schlafsäcke, sie hatten sogar einen Bagagewagen und eine Feldküche dabei und eigene Sanitäter, sie hätten um die halbe Welt ziehen können, nicht nur bis Nürnberg. Aber was das Beste war: Sie hatten in all den Wochen keinen einzigen Tag Schule.

Wie hatte er sich mit Atze auf den Marsch gefreut! Und nun war der gar nicht dabei. Aber vielleicht war das auch besser so, vielleicht hätte Atze sonst zu einem dieser Jammerlappen gehört, zu den Krücken, die es leider auch gab und die die ganze Gemeinschaft schwächten. Fritze fragte sich manchmal, wie die es überhaupt in ihre Truppe geschafft hatten.

Gegen die Prüfungen für den Reichsparteitagsmarsch nämlich war die Pimpfenprobe, die Atze und er vor einem halben Jahr gemeinsam absolviert hatten, der reinste Spaziergang. Fritze hatte gleichwohl, angefeuert von Oberbannführer Rademann, alle Proben bestanden. Auch um seinen Sohn hatte Rademann sich gekümmert, Atze war dann aber doch noch an der letzten Prüfung gescheitert, dem Gepäckmarsch, 25 Kilometer mit 30-Kilo-Rucksäcken. Sieben Kilometer vor dem Ziel hatte er schlappgemacht,

unter Tränen und dem verächtlichen Blick seines Vaters. Dreimal hatte Rademann seinen Sohn gefragt, ob er wirklich aufgeben wolle. Zweimal hatte Atze sich wieder hochgerappelt, beim dritten Mal aber war er richtiggehend zusammengebrochen, hatte nur noch schluchzen können, jedoch keinen Schritt mehr gehen mit dem schweren Rucksack. Erst als der Oberbannführer ihm eine Ohrfeige versetzte, hatte Atze mit dem Schluchzen aufgehört. Ein deutscher Junge weint nicht.

Rademann hatte seinem Sohn den Rucksack abgenommen und war weitermarschiert, mit zwei Rucksäcken und ohne ein weiteres Wort. Und Fritze hatte gemerkt, wie die Verachtung des Oberbannführers für den eigenen Sohn auf alle anderen abfärbte, selbst auf ihn, wo Atze doch sein bester Freund war. Aber eben auch eine Krücke. Und Krücken konnten sie nicht gebrauchen. Was sollten sie denn mit einem anfangen, der nicht einmal 25 Kilometer durchhielt? Sie hatten 37 Marschtage und fast 500 Kilometer zu bewältigen, da konnten sie keine Schwächlinge gebrauchen. Und auch keine Heulsusen.

Ein deutscher Junge weint nicht! Diese Regel stand nirgends geschrieben, aber sie war die wichtigste, und diese Regel beherrschte Fritze besser als alle anderen. Die anderen wussten nicht, wie es war, wenn man keinen mehr hatte und auf der Straße leben musste. Friedrich Thormann wusste es. Und er hatte nicht geweint. Niemals. Jedenfalls nicht dann, wenn andere es hätten sehen können.

Auch seine Kameraden hatten ihn noch nie weinen sehen. Und das würden sie auch niemals. Ehe das geschähe, würde er einen von *ihnen* zum Weinen bringen!

Bei der Verabschiedung in Berlin vor zwei Wochen hatte er einen Kloß im Hals gehabt, aber geweint hatte er nicht. Obwohl ihm danach zumute war. Allein Gereon war mitgekommen, Charly war zuhause geblieben. Wie immer, wenn es um die HJ ging. Und sie hatte ihm mehr gefehlt, als er zugeben mochte. Auch den Riefenstahlfilm hatte er sich mit Gereon allein anschauen müssen, Charly hatte sich geweigert. Und das, wo sie da doch in herrlichen Bildern hätte sehen können, was ihren Jungen erwartete in Nürnberg. Wie stolz einer sein konnte, der dabei war. Oder einer, der seinen Sohn, wenn es auch nur ein Pflegesohn war, dorthin schicken konnte. Charly war nicht stolz. Nie. Auf gar nichts, was er

tat. Alles machte sie schlecht, und nie war sie dabei. Nicht als er die Pimpfenprobe mit Bravour bestanden hatte, nicht bei seiner Aufnahme in die HJ an jenem Aprilsonntag; bei keinem Zeltlager, bei keiner Feier, bei gar nichts, was in irgendeiner Weise mit dem Jungvolk oder der HJ zu tun hatte. Und zuhause meckerte sie fast jedesmal rum, wenn er die Uniform trug, dass er nach den Gruppenabenden so oft es ging bei den Rademanns und seinem Freund Atze übernachtete statt zuhause in der Carmerstraße.

Charly hatte sich schon an der Wohnungstür von ihm verabschiedet, Gereon hatte ihn rausgefahren zum Johannis-Friedhof am Plötzensee, wo fast fünfzig Hitlerjungen marschfertig standen, die Uniformen gewaschen und gebügelt. Im Wind wehten die Fahnen aller zwölf Berliner HJ-Banne, und Obergebietsführer Axmann hatte am Grab von Herbert Norkus eine Ansprache gehalten, am Grab jenes Hitlerjungen, den die Kommune vor drei Jahren gemeuchelt hatte. Fritze hatte kaum hingehört, was Axmann über Pflicht und Treue und Glauben und Deutschlands Zukunft sprach, und welches Vorbild Norkus dem deutschen Jungen gebe, er hatte immer nur an Charly denken müssen und versucht, den Kloß in seinem Hals runterzuwürgen, was ihm aber nicht gelungen war.

Wie er seine Kameraden beneidete, die eine richtige Mutter hatten. Und keine Nutte, der ihre Kinder scheißegal waren und von der er nicht einmal wusste, ob sie noch lebte. In Charly hatte er gehofft, eine neue Mutter gefunden zu haben, jedenfalls eine Frau, die sich um ihn kümmerte und der er nicht völlig gleichgültig war. Keine Pflegemutter, die nur so tat, als wolle sie einen aus der Gosse holen und einen am Ende doch im Stich ließ und nur rummeckerte, bei allem, was er tat. Er hasste sie dafür und trotzdem vermisste er sie manchmal so sehr, dass es schmerzte.

Ein deutscher Junge weint nicht!

Was ihn tröstete, war die Kameradschaft der Hitlerjungen. Wie stark er sich fühlte, wenn sie gemeinsam marschierten und sangen. Es war ein gutes Gefühl, ein erhebendes Gefühl. Zu dieser Gemeinschaft zu gehören, ein Teil von etwas Größerem zu sein, Teil eines neuen Deutschlands zu sein, in dem das Volk mehr zählte als der Einzelne, in dem aber der Einzelne sich über sich selbst erheben musste im Dienst für die Volksgemeinschaft.



Das einzige, was Fritze auch in diesen Momenten bedauerte, war, dass Charly kein Teil dieser Gemeinschaft sein wollte. Doch er gab die Hoffnung nicht auf, dass sich das eines Tages vielleicht noch ändern könnte.

## 8

Das 103. Revier hatte pünktlich geliefert. Der Unfallbericht lag bereits auf dem Schreibtisch, als Rath sein Büro am Montagmorgen betrat. Ohne dass er etwas sagen musste, stellte Erika Voss eine Tasse Kaffee neben die Berichtsmappe.

»Danke, Erika. Hat Czerwinski sich schon blicken lassen?«

»Ist im Labor. Fotos entwickeln.«

»Jetzt erst? Warum hat er das nicht schon Samstag erledigt?«

»Ist wohl spät geworden. Muss ein schlimmer Unfall gewesen sein, hat er erzählt.«

Erika Voss schaute ihn an, als erwarte sie einen weiteren Kommentar oder wenigstens eine kurze Arbeitsanweisung, doch Rath schwieg, und die Sekretärin ging mit der Kaffeekanne zurück ins Vorzimmer und schloss die Zwischentür. Auch so etwas musste Rath ihr nicht erst sagen; die Voss wusste, wann er seine Ruhe haben wollte. Sie kannten sich seit gut sechs Jahren, und manchmal fühlte es sich nicht an wie Chef und Sekretärin, sondern wie ein altes Ehepaar kurz vor der Goldhochzeit.

Er zündete sich eine Overstolz an, trank einen Schluck Kaffee und blätterte durch den Bericht. Die Kollegen waren fleißiger gewesen als gedacht; sie hatten alles vermessen, sogar eine Skizze der Yorckstraße gezeichnet, auf der sie den Kurs des Unfallwagens nachvollzogen hatten. Demnach war das Taxi von der Möckernstraße gekommen und trotz der Rechtskurve, die die Yorckstraße vor den Brücken beschrieb, einfach weiter geradeaus gefahren. Wie mit dem Lineal gezogen: einmal quer durch den Gegenverkehr, über den Gehweg und gegen die Mauer.

Die Revierpolizisten hatten keinerlei Schleuder- oder Bremspuren gefunden, ein verkehrsbedingtes Ausweichmanöver also

ausgeschlossen, ebenso, dass der Fahrer die Kontrolle über sein Fahrzeug verloren haben könnte. Also vielleicht doch eine Blockade der Lenkung, wie Rath schon am Unfallort vermutet hatte? Aber warum hatte Otto Lehmann dann nicht gebremst? Beide Zeugen sagten aus, dass der Taxifahrer sogar noch Gas gegeben habe, bevor er gegen die Mauer gefahren war. Hatte er im Erschrecken über das blockierte Lenkrad die Pedale verwechselt?

Rath musste an die drei kleinen Kinder denken und an die verzweifelte Witwe. Sollte die Unachtsamkeit eines Automechanikers die Familie Lehmann ins Unglück gestürzt haben? Dann wäre es seine verdammte Pflicht, das herauszufinden, um das Taxiunternehmen oder die Werkstatt oder wen auch immer in Regress nehmen zu können.

Und womöglich war eine weitere Familie betroffen: die des unbekanntes Geheimnisträgers, die noch gar nichts von ihrem Unglück wusste. Wenn der Mann denn Familie hatte. Oder nicht eher plante, eine zu gründen. Für irgendwen mussten die Blumen und die Pralinen bestimmt gewesen sein. Rath betrachtete den Ring, den sie bei dem Toten gefunden hatten. Nicht der allerteuere, aber als solider Verlobungsring würde er durchgehen. Ein junger Mann auf Freiersfüßen, der mit dem unglückseligen Taxifahrer in den Tod gerast war? Dann müsste irgendjemand am Samstag vergebens auf ihn gewartet haben.

Sie könnten ein Foto des Unfallopfers ans Vermisstendezernat geben und hoffen, einen Treffer zu landen. Der einzige Anhaltspunkt, den sie sonst noch hatten, war der Schlüssel. Die Suche nach dem dazu passenden Schließfach war nicht unmöglich, aber aufwendig. Es gab allein neun Fernbahnhöfe in Berlin, gar nicht zu reden von den unzähligen kleineren Stadt- und Vorortbahnhöfen, von denen die meisten ebenfalls über Schließfächer verfügten. Dazu Hotels, Postämter und Banken, die für ihre Kunden Schließfächer vorhielten. Nicht zu vergessen der Flughafen. Eine Heidenarbeit. Und dann, daran mochte Rath überhaupt nicht denken, war nicht einmal ausgemacht, dass der Schlüssel überhaupt von einem Berliner Schließfach stammte. Die Post des jungen Mannes nämlich, das hatte Rath inzwischen nachgeschlagen, ging in ein kleines Städtchen nahe Nürnberg. Eine Information, die er offiziell gar nicht haben durfte.

Er drückte seine Zigarette aus und fragte sich, ob der Brief mit den Geheimakten inzwischen bei seinem Empfänger angekommen war. Augenscheinlich eine private Adresse. Aber was sollte ein Privatmann mit geheimen Informationen über Hermann Göring anfangen? Das hatte mit dem Unfall zwar nichts zu tun, aber die Frage ging ihm nicht aus dem Kopf.

Das Telefon klingelte, und Rath hob ab. Die Voss.

»Was ist denn, Erika?«

»Besuch für Sie, Herr Oberkommissar.«

Die Zeugen? Rath schaute auf die Uhr. »Jetzt schon? Ich hatte die Herren erst für elf bestellt.«

»Keine Herren, eine Dame. Sie sagt, es sei wichtig. Es ist wegen Sonnabend, wegen des Unfalls.«

»Noch eine Zeugin?«

Die Voss zuckte die Achseln. »Sie sagt, sie ist wegen des Autos hier, sie ist ziemlich aufgebracht.«

»Wegen des Autos?« Rath seufzte. »Na gut, schicken Sie die Dame rein.«

Seine Besucherin war eine selbstbewusste Frau von gut dreißig Jahren, und als sie vor ihm stand, fragte sich Rath, woher er sie kannte, doch es wollte ihm nicht einfallen. Wenigstens sagte sie nicht »Heil Hitler«, sondern »Guten Tag«, also sparte auch er sich den Deutschen Gruß.

»Was kann ich für Sie tun, Frau ...«

»Blarr. Elli Blarr. Und Fräulein bitte.«

»Nehmen Sie doch Platz, Fräulein Blarr.«

Die Frau, die darauf bestand ein Fräulein zu sein, zog den Besucherstuhl an Rath's Schreibtisch und setzte sich.

»Meine Sekretärin sagt, Sie wollen mich wegen der vorgestern in Kreuzberg verunfallten Kraftdroschke sprechen«, begann Rath. »Was haben Sie mit dem Fahrzeug zu tun?«

»Nun, das ist ziemlich schnell erklärt: Es gehört mir.«

Nun wusste Rath, woher er das Gesicht kannte: aus der Zeitung. Die hatte Elli Blarr eine Geschichte mitsamt Foto gegönnt, auf dem sie selbstbewusst neben einer ihrer Kraftdroschken abgebildet war.

Berlins erste und einzige Taxifahrerin schaute ihn herausfordernd an, als warte sie nur auf irgendeine Äußerung, der sie wi-

dersprechen könnte, doch Rath tat ihr diesen Gefallen nicht; er schwieg und wartete ab.

»Ich frage mich«, fuhr Elli Blarr fort, »warum man mich nicht davon in Kenntnis gesetzt hat, dass mein Fahrer einen tödlichen Unfall hatte und mein Fahrzeug einen Blechschaden. Stattdessen lassen Sie den Wagen einfach abschleppen.«

Czerwinski! Rath bereute es bereits, den Dicken zurückgelassen und mit diesen Dingen betraut zu haben.

»Mein liebes Fräulein Blarr ...«, begann er.

»Ich bin nicht Ihr *liebes* Fräulein Blarr!«

»... Fräulein Blarr, Ihr Fahrzeug ist zur kriminaltechnischen Untersuchung konfisziert. Wir hoffen, so die Unfallursache feststellen zu können. Die Möglichkeit eines technischen Defekts ...«

»Was wollen Sie mir da unterstellen? Etwa, dass meine Fahrzeuge nicht anständig gewartet werden?«

»Aber nein, ich ...«

»Ich besitze fünf Kraftdroschken, Herr Kommissar. Haben Sie auch nur die leiseste Ahnung, wie oft ich die auf die Hebebühne stelle? Wagen drei-sechs-drei-zwei-eins ist erst vor vier Tagen einer gründlichen Wartung unterzogen worden.«

»Wagen drei-sechs-wie?«

»Drei-sechs-drei-zwei-eins. Das Unfallfahrzeug. Ein technischer Defekt ist ausgeschlossen!«

Elli Blarr fischte eine Zigarette aus einem kleinen silbernen Etui und entflammte ein Feuerzeug. Sie inhalierte tief, das Nikotin schien sie wieder ruhiger werden zu lassen. Rath schob den Aschenbecher über den Schreibtisch.

»Lobenswert, dass Sie die Wartung Ihrer Fahrzeugflotte so ernst nehmen«, sagte er und steckte sich ebenfalls eine Zigarette an. »Gleichwohl verlasse ich mich da lieber auf meine Fachleute. Bislang sehe ich außer einem technischen Defekt keine plausible Erklärung, warum Ihr Fahrer ungebremst und laut übereinstimmenden Zeugenaussagen sogar mit Vollgas quer über den Fahrdamm und gegen eine Mauer gefahren ist. Haben Sie eine?«

»Wie sollte ich? Ich war ja nicht dabei. Ich kann nur sagen, dass Otto Lehmann einer der zuverlässigsten Fahrer ist, die ich jemals eingestellt habe.«

»Einer der zuverlässigsten Fahrer *war*.« Rath räusperte sich.

»Eine Frau und drei kleine Kinder – Herr Lehmann musste vermutlich viel arbeiten, um über die Runden zu kommen.«

»Was wollen Sie denn damit andeuten?«

»Gar nichts. Aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir die Dienstpläne der vergangenen – sagen wir: drei Wochen zur Verfügung stellen. Hatte Herr Lehmann vor kurzem noch Nachtschichten zu absolvieren?«

»Wozu wollen Sie das wissen? Glauben Sie, Lehmann wäre am Steuer eingeschlafen?«

»Ich glaube gar nichts. Ich mache nur meine Arbeit, und dazu gehört es, sämtliche Eventualitäten zu berücksichtigen. Also geben Sie mir doch bitte einfach die Schichtpläne.«

Rath zog an seiner Zigarette und beobachtete die Taxiunternehmerin. Elli Blarr wirkte nicht so, als habe sie ein schlechtes Gewissen.

Sie nickte. »Kann ich Ihnen heute noch schicken.«

»Vielen Dank«, sagte Rath. »Hatte Herr Lehmann eigentlich bestimmte Stellplätze, die er regelmäßig aufsuchte?«

»Warum fragen Sie?«

»Ich würde gerne seine letzte Fahrt rekonstruieren. Wir wissen noch nichts über seinen Fahrgast. Der bei dem Unfall leider auch ums Leben kam.«

Sie inhalierte und hob die Schultern. »Otto war überall. Er fuhr dahin, wo die Kunden hinwollten. Wenn er aber mal längeren Leerlauf hatte, stand er meistens am Anhalter Bahnhof.«

Das Telefon klingelte. Rath murmelte ein »Entschuldigung« und hob ab. Die Stimme der Voss.

»Soll ich Sie erlösen, Chef? Einen wichtigen Anruf vortäuschen.«

»Nicht nötig.«

»Kriminalsekretär Czerwinski ist aus dem Labor zurück, mit den Fotos. Wollen Sie die nicht sehen?«

»Natürlich. Kleinen Moment noch. Wir sind hier gleich fertig.«

Er legte auf.

»Was heißt hier fertig?« Elli Blarr schaute ihn empört an. »Sie haben mir immer noch nicht gesagt, wann ich mein Fahrzeug zurückbekomme.«

»Sobald die Untersuchung abgeschlossen ist.«

»Ich brauche den Wagen so schnell wie möglich, damit meine Versicherung den Schaden begutachten kann.«

»Ich tippe mal auf Totalschaden« sagte Rath. »Aber wie wär's, wenn ich Ihrer Versicherung das kriminaltechnische Gutachten zur Verfügung stelle? Damit wäre Ihnen doch sicher geholfen, oder?«

Er stand auf und öffnete die Tür.

»Hm.« Sie drückte ihre Zigarette aus und erhob sich vom Besucherstuhl. »Wenn meine Versicherung das akzeptiert. Ich werde mal nachfragen.«

Als Rath die Taxiunternehmerin durchs Vorzimmer zur Tür begleitete, breitete Czerwinski gerade die Unfallfotos auf dem Schreibtisch aus; ganz oben lagen mehrere Hochglanzabzüge des blutüberströmten Otto Lehmann. Elli Blarr blieb stehen und starrte auf die schwarz-weiße Leiche ihres Fahrers und die klaffende Brustwunde.

»Mein Gott«, sagte sie, »der arme Otto!«

»Er dürfte seine schweren Verletzungen nicht mehr gespürt haben. Wenn Sie das tröstet.« Rath räusperte sich. »Tut mir leid, dass Sie das gesehen haben, aber mein Kollege konnte nicht wissen, dass Sie ...«

»Schon gut.« Sie winkte ab. »So zart besaitet bin ich nicht. Das ist nicht der erste schwere Verkehrsunfall, den ich sehe. Und was meinen Sie, wie viele Männer ich gekannt habe, die im Krieg gefallen sind?«

Rath suchte ein Foto der zweiten Leiche aus dem Stapel.

»Das ist der Fahrgast, der im Unfallwagen saß. Kennen Sie den Mann vielleicht?«

»Ne.« Sie warf einen zweiten Blick auf das Foto und schüttelte den Kopf. »Das Gesicht sagt mir nichts. 'n Stammkunde ist das jedenfalls nicht.«

Neugierig schielte sie an Rath vorbei auf den Schreibtisch und die übrigen Fotos.

»Verdammt«, sagte sie und nahm eines der Fotos in die Hand, die das zerstörte Taxi zeigten, eines, auf dem die zusammengesobene Motorhaube besonders eindrucksvoll getroffen war, »mit dem Totalschaden dürften Sie wohl recht haben.«

»Wie ich sagte: Wir gehen davon aus, dass der Wagen mit Vollgas frontal gegen die Mauer gefahren ist. Und fragen uns: Warum?«

»Kann ich das mitnehmen?« Sie wedelte mit dem Foto. »Für die Versicherung?«

»Meinetwegen. Wenn es hilft.«

»Wir werden sehen.«

Elli Blarr steckte das Foto in ihre Handtasche und verließ das Büro. Czerwinski starrte ihr mit offenem Mund hinterher.

»Wer war'n das?«, fragte er, kaum war sie draußen.

»Kennste nicht? Stand doch groß in der Zeitung: *Bei diesem Chauffeur ist einem keine Taxe zu hoch.*«

Czerwinski glotzte immer noch verständnislos. Der Mann las offenbar keine Zeitung.

»Elli Blarr«, fuhr Rath fort. »Taxiunternehmerin. Die Frau, die du eigentlich darüber hättest informieren sollen, dass du eines ihrer Fahrzeuge beschlagnahmen lässt.«

»Informieren? Hat mir keiner gesagt, dass ich das tun soll.«

»Dann wird es dich freuen, dass ich dir genau sagen kann, was du heute morgen zu tun hast.« Rath zeigte Czerwinski die Akte. »Erst berichtest du Gennat von unserem Fall. Sag ihm, dass wir die Unfallursache und die Identität des toten Fahrgastes noch ermitteln, dann weiß er, dass wir beschäftigt sind ...«

»Aber ...«

»Und dann sitzt du bitte Punkt elf wieder hier im Büro und sprichst mit den beiden Unfallzeugen. Und danach besorgst du dir ein Fahrzeug und fährst mit der Witwe Lehmann ins Leichenschauhaus, damit sie die Identität ihres Mannes bestätigt.«

»Das auch noch? Aber Chef ...«

Die Gesichtszüge des Kriminalsekretärs rutschten nach unten.

Rath schaute auf die Uhr. »Na, was ist? Die Morgenlage der Kriminalgruppe M beginnt in fünf Minuten. Wenn Gennat eines nicht leiden kann, ist es Unpünktlichkeit.«

Czerwinski gab auf. Er nahm den Unfallbericht entgegen und machte sich auf den Weg.

Rath holte die Zigaretten von seinem Schreibtisch und griff zu Hut und Mantel.

»Sie gehen auch, Chef?«, fragte die Voss. »Wohin denn?«

»Anhaltspunkte suchen. Am Anhalter.«

»Ich versteh nur Bahnhof.«

»Was soll ich sagen, Erika? Damit liegen Sie wie immer genau richtig!«

Mehr tat er nicht, um die Fragezeichen aus ihrem Blick zu vertreiben. Er setzte seinen Hut auf und verließ das Büro.

Eine gute Viertelstunde später war er am Ziel. Er parkte den Wagen vor dem Excelsior und überquerte die Saarlandstraße. Die Kraftdroschken vor dem Anhalter Bahnhof standen aufgereiht wie eine schwarz-grüne Perlenkette. Oder eher wie ein Abakus, dachte Rath, denn immer wieder geriet die Kette in Bewegung, wenn vorne ein Wagen wegfuhr. Er ging zum nächstbesten Taxi und klopfte an die Scheibe.

Der Fahrer öffnete das Wagenfenster. »Ick bin noch nich an der Reihe, Meister«, sagte er. »Bei uns jeht's zu wie in der Volksküche: Immer der Reihe nach. Jehn Se zu dem Kollegen janz vorne.«

Rath beugte sich zum Fenster hinunter. »Ich will nicht mitfahren«, sagte er, »ich habe nur ein paar Fragen.«

»Bin ick vom Fremdenverkehrsamt? Unter den Linden steht'n Auskunftskiosk! Oder fragen Se 'nen Schutzmann!«

»Ich bin sozusagen ein Schutzmann. Nur einer ohne Uniform«, sagte Rath und zeigte seine Marke.

»Mein Freund und Helfer.« Der Fahrer verzog sein Gesicht. »Det hat mir heute noch jefehlt!«

Der Mann legte einen Gang ein, und das Taxi rollte langsam vorwärts. Im ersten Augenblick glaubte Rath, der Fahrer wolle sich aus dem Staub machen, aber dann sah er, dass sich die Taxischlange in Bewegung gesetzt hatte, weil ganz vorne eine Droschke weggefahren war. In Schrittgeschwindigkeit ging es vier, fünf Meter weiter, dann blieb das Taxi wieder stehen.

»Was sollen denn diese Spielchen«, sagte Rath, als er den Wagen wieder eingeholt hatte.

»Nix für ungut, Meister ...«

»Nix Meister. Oberkommissar.«

»Ick muss schon aufrücken, Oberkommissar, sonst bring ick doch allet durcheinander.«



Rath öffnete den Wagenschlag und setzte sich auf die Rückbank.

»Was machen Sie denn da?«

»Das sehen Sie doch. Ich steige ein. Dann können Sie schön aufrücken, und wir können uns trotzdem unterhalten.«

»Und die Kollegen denken, ick halt mich nich an die Regeln, weil ick schon eenen hab zusteigen lassen.«

»Erstens wird niemand irgendwas argwöhnen, solange Sie nur schön weiter aufrücken, und falls doch ist mir das, zweitens, herzlich egal.«

»Na, dann fragen Sie schon endlich«, maulte der Fahrer.

»Es geht um einen Ihrer Kollegen. Otto Lehmann. Kennen Sie den? Muss hier auch öfter vorm Bahnhof stehen.«

Im Rückspiegel sah Rath, wie der Fahrer das Gesicht verzog und seinen Fahrgast ebenso misstrauisch wie hämisch musterte. »Sie wissen aber schon, det Otto tot is, wa?«

»Deswegen bin ich hier. Und woher wissen Sie, dass Herr Lehmann tot ist?«

»So was spricht sich schnell rum unter Kollegen.«

»Das trifft sich gut, dass Ihre Kollegen so mitteilzaam sind. Ich suche jemanden, der am Samstagnachmittag hier stand und gesehen hat, wer zu Herrn Lehmann in die Droschke gestiegen ist.«

»Det kann icke Ihnen schon mal nich sagen. Ick war Sonnabend jar nich hier. War't det?«

»Nicht ganz«, sagte Rath. »Vielleicht können Sie bei Ihren Kollegen mal nachfragen, wer am Anhalter war. Und wer etwas gesehen hat.«

»Icke? Sie sind doch der Kriminaler. Ick hab eijentlich besseret zu tun.«

»Haben Sie das? Dann geben Sie mir doch bitte mal Ihren Führerschein.«

»Wie?«

»Ich hätte gerne Ihre Fahrerlaubnis.«

»Warum?«

»Ich brauch Ihre Personalien für die Anzeige. Ich muss doch wissen, wer hier gerade die Zusammenarbeit mit der Kriminalpolizei verweigert.«

Der Taxifahrer schaute erschrocken in den Rückspiegel.

»Is ja schon jut. Müssen doch nich allet so ernst nehmen. War doch nur'n Witz.«

»Dass ich Ihren Führerschein einsehen möchte, ist kein Witz.« Rath machte eine unmissverständliche Bewegung mit der rechten Hand.

Der Fahrer brummte noch irgendetwas in seinen Bart, dann aber reichte er das Dokument nach hinten, und Rath notierte sich den Namen.

»So, Herr Lauenburg«, sagte er und reichte den Führerschein mitsamt seiner Visitenkarte zurück nach vorne. »Hier steht, wo Sie mich erreichen können. Wenn Sie einen Kollegen gefunden haben, der Otto Lehmanns letzte Fahrt bezeugen kann, sagen Sie ihm bitte, er soll umgehend in meinem Büro anrufen und mit meiner Sekretärin einen Termin ausmachen. Wenn ich bis morgen Abend nichts gehört habe, werde ich Sie noch einmal besuchen. Und dann werde ich nicht mehr so höflich sein. Verstanden?«

»Aber ...«

»Aber was? Was gibt's denn daran nicht zu verstehen?«

»Is ja jut, is ja jut. Wird erledertzt. Aber jetzt jehen Se bitte. Ick muss arbeeten.«

Sie waren mittlerweile an der Spitze der Taxischlange angelangt. Ein Mann mit Melone, der nach ordentlich Trinkgeld aussah, öffnete den Wagenschlag und stutzte, als er sah, dass dort schon jemand saß.

»Besetzt«, bellte Rath.

Der Melonenmann schloss die Tür und wandte sich dem zweiten Taxi in der Reihe zu.

»Wat sollen dette?«, empörte sich der Fahrer. »Sie vajraulen mir ja die janze Kundschaft!«

»Was wollen Sie denn mit Kundschaft?«, fragte Rath. »Schon vergessen? Sie sollen Ihre Kollegen befragen!«

»Jetzt?«

»Ja, wann denn sonst? Je früher Sie fündig werden, desto schneller können Sie wieder Geld verdienen. Fangen Sie halt hinten in der Schlange wieder an.«

Mit diesen Worten stieg Rath aus. Einen Moment juckte es ihn, den rechten Arm zu heben und den renitenten Taxifahrer Männ-

chen machen zu lassen, aber dann verzichtete er lieber auf jeglichen Gruß und ging zum Bahnhofsgebäude hinüber.

In der großen Halle, die sich zu den Gleisen hin öffnete, war es angenehm kühl. Das Menschengewimmel und die Lautsprecherdurchsagen weckten das Fernweh in Rath. Er war schon lange nicht mehr aus Berlin rausgekommen. Schon der zweite Sommer ohne Urlaub. Die letzte gemeinsame Reise waren vor über zwei Jahren ihre Flitterwochen gewesen. Jetzt reichte das Geld nicht mehr für so etwas.

Große Schilder wiesen den Weg zu den Schließfächern. Rath schaute sich um. Er fand die Nummer 57 in einer Reihe großer Blechschränke, die wie Spinde aussahen. Deutlich größer als die Schließfächer am Potsdamer Bahnhof. Die blecherne Tür war verschlossen, und Rath kramte den Schlüssel des Toten aus der Tasche. Er passte.

*Na, wer sag's denn, dachte er. Glück muss der Mensch haben!*

Er öffnete das Schließfach und schaute hinein. Im Inneren hing ein großer dunkler Kleidersack. Rath wusste nicht, mit was er eigentlich gerechnet hatte, aber am allerwenigsten wohl damit. Seine Anspannung wich einer gewissen Enttäuschung. Er knöpfte den Kleidersack auf und erblickte schwarzen Kammgarnstoff. Dann silberne Knöpfe. Und schließlich eine rote Armbinde mit einem schwarzen Hakenkreuz im weißen Kreis. Oben am Bügel hing noch eine schwarze Uniformmütze, verziert mit Reichsadler und Totenkopf.

Das Unbehagen, das in ihm hochkroch, war größer noch als das beim Entdecken der geheimen Dokumente. Was Rath da in seinen Händen hielt, war eine akkurat auf den Bügel gehängte SS-Uniform. Und er fragte sich, was zum Teufel die in einem Schließfach des Anhalter Bahnhofs zu suchen hatte.